



sozusagen

Wintersemester 2018 / 2019

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie



Körper
Sexualität
Liebe

Liebe Studierende,

hier ist sie pünktlich zum Wintersemester 2018/2019: die neue Ausgabe der **sozusagen!** Dank der vielen interessanten Einsendungen unserer Kommiliton*innen können wir Euch diese nun präsentieren.

Das Titelthema dieser Ausgabe ist „Körper · Sexualität · Liebe“. Alle drei Begriffe sind zentrale Themen der Gesellschaft und auch im alltäglichen Leben sind sie stets präsent. Häufig werden sie sehr kritisch diskutiert. Bestes Beispiel hierfür ist unser Call for Papers für diese Ausgabe. Wie Ihr auf Seite 37 sehen könnt, wurden uns aufgrund des gewählten Bildes Vorwürfe bezüglich heteronormativer Darstellungen gemacht.

Neben Geschlechtszuschreibungen gibt es viele andere Kategorisierungen, die sehr wichtig zu sein scheinen, zum Beispiel in der Partner*innensuche. Was ist eigentlich „Schönheit“? Welchen Einfluss haben mediale Diskurse auf die Wahrnehmung des*r Einzelnen auf den eigenen und die anderen Körper? Warum versuchen viele Menschen ihren Körper beispielsweise durch Bodybuilding, Diäten oder Tattoos einem bestimmten Ideal anzugleichen?

Die Beiträge dieser Ausgabe verdeutlichen, dass es viele verschiedene Zugänge zum Thema „Körper · Sexualität · Liebe“ gibt: Wie hat sich die Suche nach romantischer Liebe durch die Etablierung des Online-Datings verändert und welche Implikationen bringt das für die Selbstdarstellung der Suchenden mit sich? Inwiefern werden intersexuelle Menschen in der Gesellschaft gesehen und sind sie einer Stigmatisierung ausgesetzt? Mit diesen und noch vielen weiteren spannenden Themen beschäftigen sich die Autor*innen in ihren Essays, Gedichten und Kurzgeschichten.

Auf der Rückseite dieses Magazins findet Ihr unseren Call for Papers zum Thema der neuen Ausgabe „Wissen · Wahrheit · Wunschdenken“. Wir freuen uns auf Eure Beiträge und Ideen. Auch an dieser Stelle noch einmal der Aufruf: Wer Lust hat, bei der **sozusagen** mitzuarbeiten, kann sich gerne bei uns per E-Mail melden: sozusagen@uni-bielefeld.de. Redaktionelle Vorerfahrungen sind nicht erforderlich. Kommt vorbei, den Rest lernt Ihr bei uns.

Und jetzt wünschen wir Euch viel Spaß, Unterhaltung und Inspiration beim Stöbern in der neuen Ausgabe!

Eure **sozusagen**-Redaktion

Dear students,

here it is, just in time for the winter semester 2018/2019: the latest edition of the **sozusagen!** The title of this issue is “Body · Sexuality · Love“. All three terms play key roles in society and are at all times present in our daily life. Often, they are discussed quite controversially. A good example for this are the responses we got to our Call for Papers. As you can see on page 37, some people accused us of a hetero-normative portrayal in our graphic.

In addition to gender attributions, there seem to be many other important categorizations, for example when looking for a love interest. What is „beauty“? Do medial discourses influence how we perceive our own body, as well as other people’s bodies? Why are people trying to modify their own bodies through body-building, diets or tattoos?

The articles in this issue approach the topic “Body · Sexuality · Love” from many different perspectives. How did the search for romantic love interests change through the establishment of online dating services? To what extent are intersex people seen in society and are they stigmatized within society? These are just some of the topics our authors write about in their essays, poems and short stories.

On the back of this magazine you can find our new Call for Papers in German. The English version is available on our website (www.uni-bi.de/soz/usagen). The next issue will be about “Knowledge · Truth · Wishful Thinking“. We’re looking forward to your contributions and ideas. Also, if you’re interested in working with us at the editorial department of the **sozusagen**, contact us via E-Mail at: sozusagen@uni-bielefeld.de. No prior experience in editorial work is needed. Just drop by and we’ll teach you the things you need to know.

You can find the English content on the following pages: 13, 15, 22, 44, 45, 52

We hope you’ll enjoy exploring this issue!
Your **sozusagen** editorial team

Inhaltsverzeichnis

Essay	Interview	Lehre und Forschung	Nachrichten	Kreativ	Spiel und Spaß	Verschiedenes
						3 Editorial
						5 Prahlen mit Zahlen
						7 Neuigkeiten aus der Fakultät
						8 Hinweis zum Referent*innenentwurf zur Änderung des Hochschulgesetzes
						9 Neues aus der Redaktion
						10 Leistungssport: Schmerzen für den Sieg
						15 Reviews: Der Ursprung der Liebe & The Blank Slate
						16 Liebe – Tot oder Unverstanden?
						20 Mein Autopoesiealbum: Minh Nguyen
						22 Constructivists Just Wanna Have Fun? Humor (and Irony) in the Social Sciences
						26 Kurzgeschichte: (sch)mächtig
						28 „Für die Gesellschaft sind wir nicht existent“ – Stigmatisierung intersexueller Menschen
						32 Verlosung: Wo ist das?
						34 Wie konnte das passieren? – Wie Medien sexualisierte Gewalterfahrungen von Männern rechtfertigen
						38 Mein Autopoesiealbum: Diana Lengersdorf
						40 Der körperbehinderte Mann – asexuell und geschlechtslos?
						44 Reviews: Born a Crime & Borderline
						46 Online-Dating: Drum prüfe, wer sich ewig windet
						50 Digitale Selbstverteidigung mit der Digitalcourage HSG
						52 Umfrage: Was wird hier geforscht?
						54 Echo aus der Vergangenheit
						58 Soziologisches Bingo
						59 Sudoku
						60 Kreuzworträtsel
						61 Stadt, Land, Bindestrichsoziologie ...
						62 Impressum
						64 Call for Papers: Wissen · Wahrheit · Wunschdenken

Prahl

Laut einem bekannten Internetmeme, besagt die Regel **34**: „Wenn es existiert, gibt es davon Pornografie. Ohne Ausnahmen.“ Insofern scheint es wenig überraschend, dass der Hype um Fidget Spinner dafür sorgte, dass es dazu über **2.500.000** Suchanfragen in nur **10** Tagen auf einer Pornoseite gab.¹ **2** Girls **1** Cup ist hingegen vermutlich ein Suchwort, was viele am liebsten aus ihrem Gedächtnis streichen würden.

Pornografische Darstellungen scheinen heutzutage verbreiteter denn je. Doch auch wenn sich dies vielleicht schwer nachweisen lässt, behaupten viele, dass Pornografie so alt wie die Zeit selbst ist. Das Wort Pornografie stammt ursprünglich von dem altgriechischen „pórne“, was übersetzt so viel bedeutet wie Dirne, Prostituierte, und „gráphein“, schreiben, zeichnen.² Der Fund der ca. **7.200**

Jahre alten Tonfigur „Der Adonis von Zschernitz“ und einer (anscheinend weiblichen) Figur geben Grund zur Annahme, dass hier eine „Kopulationsszene“ dargestellt wird und es sich somit um einen jungsteinzeitlichen Porno handeln mag.³ Und auch im Antiken Griechenland und Römischen Reich gab es eine Vielzahl solcher pornografischen Darstellungen. Diese häufig sehr expliziten Mosaik



Von Sexismus bis Feminismus, von Trash bis Highquality, von Kult bis Exklusiv – es gibt unendlich viele Facetten der Pornografie.



delt. Und auch in der Literatur gibt es viele Beispiele für pornografische Romane wie „**120** Tage von Sodom“ von Marquis de Sade, den er in den **31** Jahren, die er in unterschiedlichen Gefängnissen und „Irrenhäusern“ verbrachte, schrieb. Das skandalös-pornöse Buch „Fanny Hill“ von John Cleland wurde **1748** in England publiziert und sorgte sowohl für einen moralischen Aufschrei, als auch für eine Vielzahl an Raubkopien.

Nur **ein** Jahr nach der ersten öffentlichen Filmvorführung – der Geburtsstunde des Films – wurde im Jahr **1896** der erste pornografische Kurzfilm „Coucher de la mariée“ mit einer Länge von **sieben** Minuten gedreht. Lange Zeit war die Verbreitung solcher pornografischer Filme jedoch verboten. **1969** war Dänemark schließlich das erste Land, welches Pornografie offiziell legalisierte.⁴

Und heute? Heute ist **30** Prozent des globalen Datenverkehrs pornografischen Inhalts⁵ und eine einfache Google-Suche nach dem Begriff „porn“ ergibt **2.000.000.000** Ergebnisse. Auf Pornhub wurden im letzten Jahr **4.052.543** Videos mit einer Gesamtlänge von **68** Jahren hochgeladen und Live-Webcam-Seiten verbuchen einen Umsatz von über **1.000.000.000** Dollar im Jahr.⁶

Das britische Parlament vermeldet außerdem: Täglich werden im Durchschnitt **202** versuchte Aufrufe unterschiedlichster Pornoseiten aus dem parlamentsinternen Netzwerk geblockt.⁷ Im Jahr **2009** wollte ein kanadischer Wissenschaftler den Einfluss von Pornografie auf Männer untersuchen. Ein Teil seiner Studie beinhaltete eine Befragung von jungen Männern zwischen **20** und **29** Jahren, die noch niemals in ihrem Leben auch nur **einen** Porno geschaut haben. Aus der Studie wurde nichts, da der Wissenschaftler laut eigenen Angaben nicht **einen** Mann finden konnte, der noch nie Pornos gesehen hatte.⁸ Laut einer französischen Studie schauen die meisten Jugendlichen ihren ersten Porno zwischen **13** und **15** Jahren.⁹ Auf Pornhub sind **26** Prozent der Besucher*innen Frauen und **74** Prozent Männer. Das Durchschnittsalter der Besucher*innen beträgt **35** Jahre und **76** Prozent schauen sich die Videos auf dem Smartphone oder Tablet und nur **24** Prozent auf dem PC an.

Von den **28,5** Billionen Besucher*innen im Jahr **2017** verbrachte der*die durchschnittliche Besucher*in **neun** Minuten und **59** Sekunden auf Pornhub. Am meisten Seitenaufrufe gibt es sonntags zwischen **22** Uhr und **24** Uhr. Also genau nach dem wöchentlichen Tatort, der auch schon einmal dafür sorgen kann, dass die Einschaltquoten um bis zu **15** Prozent fallen.

Auch an Silvester scheinen Menschen sich lieber „Dinner for **One**“ und ein aufregendes Feuerwerk anzuschauen, als Pornos: Hier gab es im vergangenen Jahr **47**

Prozent weniger Zugriffe auf Pornhub.¹⁰ Und auch andere große Ereignisse wie der Super Bowl, „The Royal Wedding“ und die Fußball-Weltmeister*innenschaft beeinflussten den Traffic: während das eigene Nationalteam spielte, gab es **42** Prozent weniger Aufrufe aus Island und **39** Prozent weniger aus Deutschland.¹¹

Der britische Journalist Jon Millward hat über **7.000** Profile der „Internet Adult Film Database“ statistisch ausgewertet und beschreibt die durchschnittliche Pornodarstellerin folgendermaßen: Nikki Lee kommt aus Kalifornien und ist **22** Jahre alt, als sie ihren **ersten** Porno dreht. Innerhalb der nächsten **drei** Jahre wird sie in **19** Filmen auftreten, welche in den meisten Fällen als „Teen“ kategorisiert werden. Sie ist weiß, **1,65** Meter groß, wiegt **53** Kilogramm, hat ein **B**-Körbchen und braune Haare. Über die männlichen Darsteller gibt es weniger Informationen: David heißt auch Lee mit Nachnamen, ist **1,78** Meter groß und wiegt **76** Kilogramm. Die **zehn** bekanntesten weiblichen Pornodarstellerinnen haben im Laufe ihrer durchschnittlich **18** Jahre langen Karriere mit **148** verschiedenen Männern gedreht. Männliche Darsteller dagegen haben bei einer durchschnittlichen Karrierelänge von **22,5** Jahren mit durchschnittlich **1.013** Frauen on-screen Sex gehabt.¹²

Da bleibt nur noch zu fragen: Warum liegt hier eigentlich Stroh?

Quellen

- 1 <https://www.pornhub.com/insights/fidget-spinner>
- 2 <https://www.etymonline.com/word/pornography>
- 3 Louis D. Nebelsick, Jens Schulze-Forster und Harald Stäuble: Der Adonis von Zschernitz. Die Kunst der ersten Bauern. In: Archaeonaut. Band 4. Landesamt für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Dresden 2004.
- 4 <https://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1080/13528165.2010.490425>
- 5 https://www.huffingtonpost.com/2013/05/03/internet-pornstats_n_3187682.html
- 6 <https://www.nytimes.com/2013/09/22/technology/intimacy-onthe-web-with-a-crowd.htm>
- 7 https://www.statista.com/chart/12450/uk-parliament_porn-hub/
- 8 <https://www.sciencedaily.com/releases/2009/12/091201111202.htm>
- 9 <https://www.statista.com/statistics/770500/viewingpornographic-age-first-viewing-tv-teens-french/>
- 10 <https://www.pornhub.com/insights/2017-year-in-review>
- 11 <https://www.pornhub.com/insights/world-cup-2018-countries>
- 12 <https://jonmillward.com/blog/studies/deep-inside-a-study-of-10000-porn-stars/>



Neuigkeiten aus der Fakultät

Antrittsvorlesung

Männlichkeitskonstruktionen im Wandel der Zeit

Am 25. Juni 2018 gab **Diana Lengersdorf**, die seit dem 01. Oktober 2017 Professorin für Geschlechtersoziologie an der Fakultät für Soziologie ist, ihre Antrittsvorlesung. In ihrem Vortrag befasste sie sich mit dem Thema „Männlichkeiten: Hegemonien. Stabilisierungen. Grenzziehungen.“

Sie stellte zunächst das sehr breite und vergleichsweise junge Feld der Männlichkeitsforschung vor und ging dabei auf zentrale Konzepte ein: von dem klassischen Konzept der Hegemonie (Antonio Gramsci), dem darauf beruhenden Konzept „hegemonialer Männlichkeit“ (Raewyn Connell) und der „männlichen Herrschaft“ (Pierre Bourdieu), über neueren Forschungen zu „Caring Masculinities“ (Karla Elliott) bis hin zu „Transnational Business Masculinities“ (Raewyn Connell, Julian Wood).

Neben interessanten und lebhaften Exkursen z.B. über nichts Geringeres als die „Neue Materialität“ von Nüssen, stellte Prof. Lengersdorf ihr aktuelles Forschungsprojekt vor. Es trägt den Titel *Neujustierung von Männlichkeiten. Auswirkungen der Transformation von Erwerbsarbeit und des Wandels von Geschlechterverhältnissen auf männliche Lebenslagen*. Erforscht wird hier, welche Dimensionen von Männlichkeit durch eine Veränderung der Erwerbsarbeit und des Geschlechterverhältnisses einen Wandel durchlaufen haben und was für Auswirkungen das auf das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ hat. In Gruppendiskussionen werden Männer unterschiedlicher Altersklassen und Berufszweige angehalten über eben diese Problematiken zu diskutieren. Hierbei wird untersucht, ob und welchen Einfluss unterschiedliche Ausformungen und potentielle Veränderungen von Männlichkeitskonstruktionen für das Alltagsverständnis und das Selbstbild der Männer haben.

Änderungen an den Lehrstühlen

Herr Prof. Dr. Holger Straßheim ist seit dem 01. April 2018 Professor für Politische Soziologie.

Herr Prof. Dr. Reinhold Hedtke (Professur für Wirtschaftssoziologie und Didaktik der Sozialwissenschaften) wird im Verlauf des Wintersemesters 2018/19 in den Ruhestand gehen.

Herr Prof. PhD Lutz Leisering (Professur für Soziologie und Sozialpolitik) wird im Verlauf des Wintersemesters 2018/19 in den Ruhestand gehen.

Veranstaltungen im kommenden Semester

Die **Semesterauftaktveranstaltung** der Fakultät für Soziologie findet am **17. Oktober 2018 um 12 Uhr** statt. Es wird einen Vortrag von Herrn Prof. Dr. Herbert Dawid (Fakultät für Wirtschaftswissenschaften / Uni Bielefeld) zum Thema „Agenten-basierte Simulation Ökonomischer und Sozialer Prozesse“ geben. Der Ort wird noch bekannt gegeben.

Die **Antrittsvorlesung von Herrn Prof. Dr. Martin Kroh** (Professur für Methoden der empirischen Sozialforschung mit dem Schwerpunkt Quantitative Methoden) findet am **28. November 2018 um 12 Uhr** im Hörsaal X-E0-001 statt.

Die **Antrittsvorlesung von Frau Prof. Dr. Minh Nguyen** (Professur für Sozialanthropologie) findet am **16. Januar 2019 um 12 Uhr** statt. Der Ort wird noch über die Homepage der Fakultät bekannt gegeben.

Hinweis zum Referent*innenentwurf zur Änderung des Hochschulgesetzes

Eine Stellungnahme der FACHSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Liebe Kommiliton*innen,

unsere NRW-Landesregierung plant derzeit einschneidende Änderungen am Hochschulgesetz. Die Ziele sind eine stärkere Regulierung des Studiums, Einschränkung der Mitsprache von Studierenden und Beschäftigten, sowie die Verschlechterung der Beschäftigungsbedingungen. Es steht den Hochschulen dabei frei, welche Regelungen sie übernehmen wollen. Jedoch stärkt dies das Abhängigkeitsverhältnis von studentischen Interessenvertretungen wie dem AStA, StuPa sowie der Fachschaften zum eigenen Rektorat. Die studentischen Interessenvertretungen stehen unter Druck, sich mit diesem gut zu stellen, in der Hoffnung, dass einzelne Regelungen dadurch nicht umgesetzt werden.

Die Fachschaft Soziologie will Euch kurz die zentralen Punkte vorstellen und beleuchten, was diese für unterschiedliche Lebenslagen von Studierenden bedeuten könnten.

Mit dem neuen Hochschulgesetz dürfen Hochschulen wieder die Anwesenheit ihrer Studierenden kontrollieren. Begründet wird dieser Schritt mit einer Verbesserung der Qualität der Lehre. Jedoch bleibt für uns unklar, wie sich die Anwesenheit alleine positiv auf das (Diskussions-)Klima in den Veranstaltungen auswirkt. Zudem stellt sich für uns auch die Frage, wie Studierende mit Job, Kind oder anderen Verpflichtungen diesen starren Stundenplan mit Zeiten/Terminen bezüglich der Arbeit, Kita, etc. vereinbaren können.

Künftig sollen Studierende zum Beginn ihres Studiums mit ihrer Hochschule eine Studienverlaufsvereinbarung

unterschreiben. Wer die in der Vereinbarung festgeschriebenen Prüfungen nicht in der vorgesehenen Zeit schafft, könnte künftig womöglich zu Prüfungen zwangsangemeldet werden. Kritisch sieht die Fachschaft daran vor allem, dass durch eine Zwangsanmeldung zu Prüfungen nicht der Rahmen gegeben wird, sich ohne Druck erfolgreich auf eine Prüfung vorzubereiten. Es könnte auch eine Zwangsexmatrikulation drohen.

Die Mitsprache von Studierenden im Senat, dem höchsten Entscheidungsgremium in der Hochschule, kann abgeschafft werden. Folglich könnte über Belange die Universität, das Studium, Lehre oder Forschung betreffend, ohne den Einbezug derjenigen, die davon betroffen wären, entschieden werden.

Von den vorigen Landesregierungen wurde mit dem Rahmenkodex für gute Beschäftigungsbedingungen das Signal für bessere Arbeitsbedingungen in Forschung und Lehre an den Hochschulen gesendet. Mit der Streichung des Rahmenkodex werden den Hochschulen wieder mehr Möglichkeiten eingeräumt, die Personalplanung flexibler zu halten. Insbesondere für angehende Wissenschaftler*innen sowie Lehrende mit Familie bzw. in der Familienplanung sind befristete Arbeitsverträge besonders unsicher.

Eure Fachschaft für Soziologie

Weitere Informationen:

<http://notmyhochschulgesetz.de/>

<http://www.nds-zeitschrift.de/nds-4-2018/hochschulgesetz-beschaefigte-und-studierende-schuetzen.html>

Sprechstunde: in der Vorlesungszeit: mittwochs, 12 bis 14 Uhr
Sitzung: in der Vorlesungszeit: mittwochs, 18 Uhr
Raum: X-C2-110
Email: fs.sozioologie@uni-bielefeld.de
Telefonnummer: 0521 106-4213

Neues aus der Redaktion

sozusagen-Webseite

Unsere Webseite ist umgezogen! Seit einigen Wochen findet Ihr uns nun unter www.uni-bielefeld.de/soz/usagen. Hier könnt Ihr unter anderem auf unseren jeweils aktuellen Call for Papers, unsere Guidelines für Einsendungen, aber auch auf alte Ausgaben zum Download als PDF zugreifen, sowie Informationen zur Redaktion selbst finden.

Studieren und Leben

Schon in dieser Ausgabe findet Ihr die ersten Beiträge unserer neuen Rubrik „Studieren und Leben“. Diese Rubrik soll Euch die Möglichkeit bieten, einmal ganz ehrlich aus dem Nähkästchen zu plaudern. Es soll so die Vielseitigkeit und die Möglichkeiten des „Studierens und Lebens“ in Bielefeld aufgezeigt werden. Dazu wollen wir von Euch hören, wie es für Euch ist, hier in Bielefeld zu leben und studieren.

Hierbei wünschen wir uns kurze Geschichten oder Berichte über Euer Erleben. Entsprechend geht es vor allem um sehr witzige, unangenehme, schöne, intensive, eindrucksvolle oder auch typische, besonders gut nachvollziehbare Situationen aus Eurem Alltag. Dieses Format soll Euch die Gelegenheit geben, anderen Studierenden etwas von Euch zu erzählen, wenn Ihr glaubt, dass es interessant ist, Identifikationspotential bietet, oder auch einfach auf Probleme aufmerksam macht, die Eurer Meinung nach vielleicht mehr Aufmerksamkeit verdienen. In bestimmten Fällen ist es auch möglich, Euren Beitrag anonym zu veröffentlichen.

Wir würden uns freuen, wenn Ihr uns Euren Text bis zum **30. November 2018** an sozusagen@uni-bielefeld.de schickt. Dieser kann auf Deutsch oder Englisch verfasst sein. Er sollte max. 1400 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Die ersten zwei Beiträge dieser neuen Reihe findet Ihr auf Seite 13 und Seite 44.

Schmerzen für den Sieg

Körpersozialisation im Leistungssport

VON SINJE MAREILLE BRINKMANN

Sportler*innen sind von ihrem eigenen Körper abhängig. Doch anstatt auf ihren Körper zu achten, strengen sie ihn von Tag zu Tag mehr an und setzen ihn großen Belastungen aus. Die Idealvorstellung durch sportliche Betätigung das Lebensgefühl zu verbessern, gerät zusehends in den Hintergrund und oft übergehen Sportler*innen natürliche Grenzen ihrer Körper. Welche sozialisationsbedingten Aspekte der Sportsoziologie auf den Körper, aber auch auf das jeweilige Körperbild eines Menschen solch einen Einfluss ausüben, dass die Belastbarkeit immer weiter gesteigert wird, soll im folgenden Beitrag betrachtet werden.

Sozialisation des Körpers

Sozialisation kann als „Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt“ (Zimmermann 2003:16) definiert werden. Somit ist Sozialisation für den Menschen erforderlich, „um an gesellschaftlichen Prozessen partizipieren zu können“ (Mühler 2008:42) und ein mitgestaltender Teil der Gesellschaft zu werden. Darüber hinaus ist Sozialisation aber auch maßgebend, um soziale Ordnungen stabilisieren und reproduzieren zu können. Dies geschieht grundsätzlich durch soziale Normen, die die Gesellschaft aufrechterhält und durch die die Gesellschaft aufrechterhalten wird.

Im Hinblick auf das Thema der Körpersozialisation beschränke ich mich im Folgenden auf die Aspekte der Sozialisation, die sportsoziologische Relevanz haben. Diese fokussieren nicht nur die sportliche Bewegung an sich, sondern darüber hinaus das sportbezogene Verhalten der Menschen (Schulze 2006:82). Da die Sportsoziologie Voraussetzungen, Formen und Auswirkungen sozialen Handelns im Sport untersucht, ist somit ihr Untersuchungsgegenstand der Körper, durch den die sportlichen Tätigkeiten ausgeführt werden, dessen Bewegungen durch Rankings bewertet werden und über den sich in den Medien und im Publikum ausgetauscht wird. Ein Mensch lernt seinen Körper zu benutzen und diese Entwicklung wird durch ge-

sellschaftliche Einflüsse gestaltet. Besonders im Leistungssport bilden sich Ansichten auf den eigenen Körper, die ohne die Kenntnis des sozialen Sportsystems unerklärlich erscheinen.

Leistungssport und Körper

Seit der Etablierung des Sports als überregionale Angelegenheit in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wird er durch Vereine und internationale Verbände, Ligasysteme und Wettkampfregele nach innen und durch ständig aktualisierte Tabellenergebnisse und damit verbundene Berichterstattungen auch nach außen hin organisiert. Dabei hat sich ein Bedeutungswandel vollzogen, in dem nicht mehr ausschließlich die Zuschreibung von Sieg und Niederlage die Bewertung einer*s Sportlers*in ausmachen, wodurch der Sport noch in der Antike bzw. der Frühmoderne definiert wurde. Heute steht das Leisten oder eben Nicht-Leisten im Vordergrund der Betrachtung (Werron 2005:263–264). Im kontinuierlichen Leistungsvergleich geht es darum, eine Analyse der sportlichen Leistungen zu gewährleisten und eine immerwährende Leistungssteigerung anzustreben. Der Rekordwunsch einer unübertroffenen Leistung ist im Sport das idealtypische Merkmal (Rigauer 1969:17).

Der Leistungssport richtet sich auf individuelle und kollektive Sporthöchstleistungen aus und Leistungssportler*innen streben deshalb eine optimale Funktionstüchtigkeit an, für deren Erreichen sie alle körperlichen und seelischen Reize systematisch zu steigern versuchen (Rigauer 1969:19). Es ist nicht nur das physische, sondern auch das psychische Potential der Sporttreibenden bedeutsam, um die sportlichen Ziele zu erreichen. Dabei werden auch Rekordleistungen produziert, die teilweise negative Einflüsse auf die Gesundheit haben. Der Sport „verselbstständigt sich zu einem abstrakten Wert, den zu verwirklichen man außerordentliche physische Leiden auf sich nimmt“ (Rigauer 1969:74), da die erbrachten Leistungen zum Absoluten und Alleinigen werden. Die Auswirkungen dessen auf die Leistungssportler*innen sind beachtlich und nehmen starken Einfluss auf die Körpersozialisation. Die Individuen übernehmen eine Rolle inner-

halb des Sportsystems, die sie mit allen Kräften auszufüllen versuchen und überschreiten dabei auch körperliche Grenzen.

Die Rolle der Leistungssportler*innen

Erbringen Sporttreibende besondere Leistungen, wird von ihnen auch in Zukunft leistungsorientiertes Verhalten erwartet. Auf bereits erbrachten Leistungen kann sich nicht ausgeruht werden, sondern die Athlet*innen sollen sich weiter spezialisieren. Diese Spezialisierung und das Leistungstraining umfasst dabei nicht nur die planmäßige Vorbereitung des Körpers im Training, sondern darüber hinaus auch eine im Dienste der Leistungsentwicklung stehende Lebensweise. So werden eine gesunde und ausgewogene Ernährung und ausreichend Schlaf als Voraussetzungen gesehen. Doch der durch Spezialisierung erweiterte Möglichkeitshorizont des Körpergebrauchs im Leistungssport wird gleichzeitig auch verengt. Die körperliche Leistungsfähigkeit wird durch pure Rationalität in unwahrscheinliche Bereiche getrieben und die Beherrschung des Körpers durch rigide, andauernde und intensive Reduktion auf bestimmte Bewegungsanforderungen reduziert. Die Spezialisierung des Körpers gleicht einer radikalen Zweckorientierung (Schulze 2005:47). Jede*r Sportler*in bestimmt ihre*seine Leistungsnormen selbst



Foto © soziasagen-Redaktion

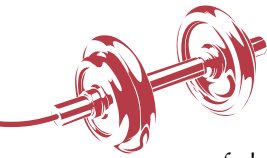
„No pain, no gain!“ – Im Leistungssport gehören Schmerzen zum Alltag.

und kann sich auch jederzeit wieder von ihnen distanzieren, wenn sich die Interessen ändern und somit auch eine Zielverschiebung notwendig erscheint. Zugleich determinieren die einmal fixierten Leistungsnormen auch die Verhaltensdispositionen (Rigauer 1969:23), weshalb Freiwilligkeit im Leistungssport nur in gewissem Maße vorhanden ist. Ist ein Individuum nämlich zur Ausübung von Leistungssport entschlossen, so muss es sich dem System von Wertvorstellungen unterordnen (Rigauer 1969:18).

Der Körper wird in diesem System des Leistungssports besonders thematisiert, indem Spezialisierung, Körperbeherrschung, Progression, Zweckrationalität und Perfektion entscheidende Rollen einnehmen (Schulze 2005:21). Abraham (2006:120) sieht den Körper im Leistungssport als Anschlussstelle zum Leib, mit dem Dialoge geführt werden und so eine besondere Verbindung zwischen Sportler*in und Körper hergestellt wird. Diese Korrespondenzen zeigen sich in Aussagen von Leistungssportler*innen wie „man kann sich auf seinen Körper einstellen“, „man kann auf seinen Körper hören“ und „man muss sich mit seinem Körper arrangieren“ (Abraham 2006:120). Körpersozialisation wird hier also aktiv betrieben, indem versucht wird, den Körper so zu behandeln, dass die gesteckten Ziele erreicht werden können. Gerade die letzte Aussage zeigt jedoch, dass damit gezielt versucht wird, über bestimmte Schwächen hinweg zu schauen. Für Ruhm, Prestige, Macht und Geld, denen nur ein kurzer Zeithorizont bleibt, wird der Körper, wenn nötig, übergangen, indem natürliche Reaktionen unbeachtet bleiben.

Schmerzen in der Körpersozialisation

Die Sportler*innen bilden dabei eine gewisse Härte im Umgang mit ihrem eigenen Körper aus, ohne die sie nicht unter dem Leistungsdruck bestehen könnten. Sie entwickeln eine Sicht auf ihren Körper, der diesen ausschließlich als Ressource wahrnimmt, welche optimal genutzt werden muss (Schulze 2005:47). Der Schmerz, welcher als „unangenehmes Sinnes- und Gefühlserlebnis, das mit einer aktuellen oder potenziellen Gewebeschädigung einhergeht oder mit Begriffen einer solchen Schädigung beschrieben wird“ (Huber and Winter 2006:1), wird nicht mehr als Leistungsgrenze wahrgenommen. Es lässt sich sogar eine Tendenz dazu erkennen, dass ein regelrechter Ansporn dafür entwickelt wird, Schmerzen zu überwinden und den Körper so zu trainieren, dass Schmerzen nicht mehr negativ wahrgenommen werden und so keine Behinderung in der körperlichen Optimierung mehr darstellen. Denn wenn der Schmerz aberkannt wird, können seine Grenzen überschritten werden (Degele 2006:152).



Dies ist möglich, da Menschen mehr auf den Sinn der Schmerzen reagieren, welchen dieser durch die Sprache für sie annimmt, anstatt auf den physischen Schmerz (Degele 2006:144). Spricht mensch also von körperlicher Erschöpfung, statt von Schmerzen, so kann der eigentlich negative physische Zustand erstrebenswert werden. Leistungssportler*innen schaffen sich ihre eigene Normalität, indem sie sich eine soziale Wirklichkeit konstruieren. Alle Empfindungen, die auszuhalten sind, werden zwar wahrgenommen, jedoch nicht als Schmerzen gedeutet (Degele 2006:145). Muskelkater, Erschöpfung oder andere körperliche Beschwerden dienen beispielsweise als Leistungssteigerung, Warnung vor Überlastung oder schlicht zur intensiven Körpererfahrung. Der eigentlich negativ konnotierte Schmerz gilt demnach als Mittel zum Zweck, anstatt als Grenze der Leistungssteigerung. Das in Stresssituationen ausgeschüttete Adrenalin sowie das morphinähnliche Endorphin führen bei sehr hoher Anstrengung zu rauschähnlichen Zuständen (Degele 2006:147–149), die teilweise bewusst angestrebt werden.

Hiermit tritt eine Entwicklung des sportiven Schmerznormalisierens ein, die nicht nur durch eine Abgrenzung von den Schmerzen, sondern auch von Begriffswechseln und Konstruktionen von Schmerzen als Lehrmeister vollzogen wird. So wird beispielsweise eine Umdeutung des Begriffs vollzogen. Mit Substantiven wie Erschöpfung, Ermüdung oder Sich-selber-Quälen stehen nicht mehr körperliche Probleme, sondern kognitive Probleme im Fokus (ebd.). Auch die Konstruktion von Schmerzen als Lehrmeister*in ist unter Sportler*innen gängig, die meinen, von Schmerzen lernen zu können und so Erfahrungen zu sammeln (ebd.). Dieses Denken erinnert an die klassische Konditionierung von Pawlow: Wird eine Erfahrung als negativ bewertet, will die*der Sportler*in den gleichen Fehler nicht wiederholen und wird es beim nächsten Mal besser machen wollen. Belohnung und Bestrafung sind hierbei fast nicht trennbar, da die Schmerzempfindungen anspornen, aber dennoch nicht erwünscht sind. Degele (ebd.) spricht in diesem Zusammenhang von einer „Tugend der Abhärtung“. Mit ausreichend Selbstbeherrschung durch den Geist als zentrale Kontrollinstanz wird körperlicher Schmerz zu einer überwindbaren Sache. Doch seelischer Schmerz wird von Sportler*innen als deutlich schlimmer zu ertragen empfunden, weil sie diesen nicht so einfach kontrollieren können (Degele 2006:155).

Die *Kontingenzformel des Sports* sorgt jedoch dafür, dass auf Grundlage des erreichten Niveaus körperlicher Bewegungsfertigkeiten immer wieder neue Anstrengungs- und Entwicklungsprozesse gemacht werden. Kontingenz bedeutet, dass etwas nicht notwendig, aber

auch nicht unmöglich erscheint. Die Sportler*innen müssen also die psychische Bereitschaft dazu besitzen, ihre Ziele auch wirklich zu erreichen und alles dafür zu geben, weshalb sich durch die Steigerungsmentalität kein*e Leistungssportler*in ein Ausruhen auf einmal Erreichtem erlaubt (Schulze 2005:38–39). Verlierer*innen verlieren aber nicht nur, weil der*die Gegner*in besser war, sondern weil ein*e Sportler*in oder ein Team schlicht und einfach am Tag des Wettkampfs scheitern kann. Dies ist wohl allen Sportler*innen bewusst, weshalb das Ausruhen und Zeitlassen noch schwerer fällt. Selbst wenn ein*e Athlet*in an der Spitze steht, weiß sie*er dennoch, dass ihre*seine Körperkompetenz und zudem auch motivationale Stärke irgendwann nicht mehr ausreichen wird, um sich weiterhin gegenüber allen anderen Konkurrent*innen durchzusetzen (Bette 2011:26).

Permanente Leistungssteigerung und absoluter Rekordwunsch

Die Sozialisation des eigenen Körperbildes geht über die Bildung von Muskelmasse und das Erlernen waghalsiger Bewegungsabläufe hinaus. Innerhalb des Sportsystems ist dies durch bestimmte Ideologien und Wertvorstellungen geprägt, dessen Freiwilligkeit für die Sporttreibenden nicht immer gegeben ist. Besonders durch den Leistungsgedanken lässt sich eine Parallele zwischen Sport und Arbeit ziehen. So sprechen Leistungssportler*innen nicht mehr davon ihren Körper zu ‚trainieren‘, sondern an sich zu ‚arbeiten‘. Schon dadurch werden die Rationalisierung des Sports und die Objektivierung des eigenen Körpers deutlich.

Der Alltag des*r Leistungssportlers*in ist durch eine permanente Leistungssteigerung geprägt, der nicht entweichen werden kann, ohne eigene Zielvorstellungen auf etwas Anderes als auf den Sport zu richten. Der absolute Rekordwunsch geht auf Kosten des Körpers und wird zum alleinigen Willen. Schmerzen werden dadurch normalisiert, dass sich von ihnen abgegrenzt wird, sie umgedeutet oder als erstrebenswert angesehen werden, da mensch von ihnen lernt und sich so weiterentwickelt und seinem Ziel näher kommt. Die benötigten Ruhephasen werden von Sportler*innen deshalb oft missachtet und der Körper durch noch härteres Training weiter optimiert. Das Erzielen von Höchstleistungen ist das alleinige Ziel. Die Spezialisierung innerhalb einer Sportart ist das, was ihr Körper leisten muss und wozu die Sportler*innen ihn trainieren. Jegliche Ressourcen des Körpers müssen vollständig ausgeschöpft und immer weiter optimiert werden, denn im Leistungsvergleich steht jede*r Sportler*in einer

Konkurrenz gegenüber, die dasselbe versucht. Was die Leistungssportler*innen wirklich ihr Leben lang leisten, wird dennoch nicht deutlich, wenn sie dann endlich auf dem Treppchen und im Fokus der globalen Aufmerksamkeit stehen – denn am nächsten Tag beginnt das Training von Neuem.

Quellen

- Abraham, Anke. 2006. „Der Körper als Speicher von Erfahrung: Anmerkungen zu übersehenen Tiefendimensionen von Leiblichkeit und Identität.“ Pp. 119–39, in *body turn: Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, edited by R. Gugutzer. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Bette, Karl-Heinrich. 2011. *Sportsoziologische Aufklärung: Studien zum Sport der modernen Gesellschaft*. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Degele, Nina. 2006. „Sportives Schmerznormalisieren: Zur Begegnung von Körper- und Sportsoziologie.“ Pp. 141–61, in *body turn: Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, edited by R. Gugutzer. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Huber, Horst, and Eva Winter. 2006. *Checkliste Schmerztherapie*. Stuttgart: Thieme.
- Mühler, Kurt. 2008. *Sozialisation: Eine soziologische Einführung*. Vol. 3144. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Rigauer, Bero. 1969. *Sport und Arbeit: Soziologische Zusammenhänge und ideologische Implikationen*: Suhrkamp.
- Schulze, Bernd. 2005. *Sportarten als soziale Systeme. Ansätze einer Systemtheorie der Sportarten am Beispiel des Fußballs*. Vol. 14. Münster: Waxmann Verlag GmbH.
- Schulze, Bernd. 2006. „Körperbewegung als Formbildung: Ansätze einer systemtheoretischen Bewegungskonzeption.“ Pp. 81–93, in *body turn: Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, edited by R. Gugutzer. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Werron, Tobias. 2005. „Der Weltsport und sein Publikum: Weltgesellschaftstheoretische Überlegungen zum Zuschauersport.“ Pp. 260–89 in *Zeitschrift für Soziologie Sonderheft*, vol. 34.2005, *Weltgesellschaft: Theoretische Zugänge und empirische Problemlagen*, edited by B. Heintz. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Zimmermann, Peter. 2003. *Grundwissen Sozialisation: Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter*. Vol. 2137. 2nd ed. Opladen: Leske und Budrich.

Über die Autorin: Sinje Mareille Brinkmann studierte Soziologie, Erziehungswissenschaften und Psychologie an der Martin-Luther-Universität in Halle (an der Saale), bevor sie nach einer einjährigen Reise für den Master Soziologie an die Universität Bielefeld kam. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Familien-, Kindheits- und Jugendforschung.



Foto © soziasgen-Redaktion

About beginnings

Trying to find a place in a full Mensa, I got caught up on the memory of my first day at the Bielefeld University and how I felt back then. Fear is the first word that crosses my mind. Don't get me wrong, I was excited and motivated. But, gee, I was terrified as well! Ready to start my second degree, this time in Sociology, I was living the beginning of an unpredictable turn in my life and had no idea what would hit me first. I just didn't expect that the "OWL way of showing affection" would be it. I was warned, but didn't give much credit to those who told me that this corner of Germany could be quite tricky to win over. Let's also say that the weather didn't do wonders to encourage me. But "no problem", I said to myself. "You'll get around it!", I repeated.

Some good days came, followed by not so great ones. Just like every good story, mine with Bielefeld takes time to be written. But unlike most, there isn't that enlightening moment or the one thing that gives it all a meaning. We are the ones responsible for forging meaning anyway. Mostly, the people I met along the way, friends and teachers, gave me – many times without knowing it – the strength and the sense of meaning I needed to trail this way that can be quite confusing every once in a while.

Only recently, I realized how Bielefeld and the university became part of my life. I had to leave the city for a few months and I was taken by a feeling that I could only describe as "saudade". A Portuguese word that can't find a suitable translation in English and is often explained as a feeling of melancholy, of missing someone or something. So there I had it: Bielefeld became my home.

Two roads diverged in a yellow wood, I took the one less travelled by, and I'm glad it brought me here.

Thanks for taking this trip down memory lane with me.

Enjoy your road!

NATHALE MARTINS

Unausgeglichen in Balance

Liebe ist
Grenzen kennen
lernen
in der Nähe, wie in fernen
Distanzen
zu erhalten
das Leben zu verwalten

zu wünschen
zu erleben
das füreinander beben
ein kommen
und ein gehen
lassen
versuchen zu erfassen
das rennen lassen
es packt dich im Moment
die Freude am Anderen und Gleichen
gemeinsam schalten wir die Weichen

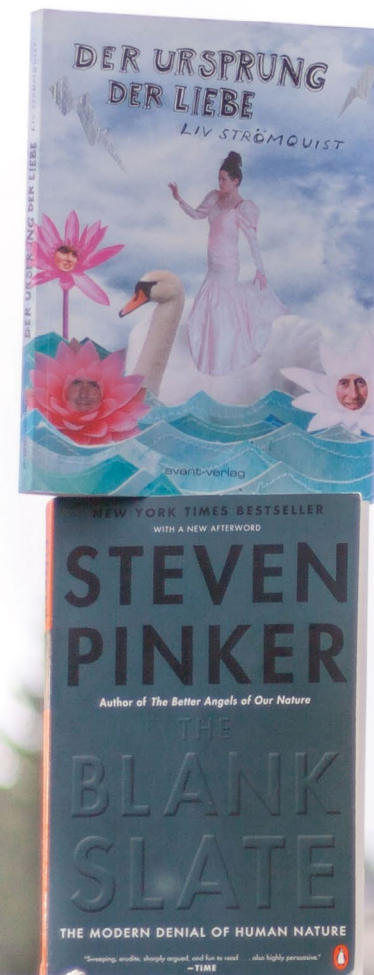
VON ANNE HINZKE

Der Ursprung der Liebe LIV STRÖMQUIST

„What is love? Baby, don't hurt, don't hurt me... no more.“ Liebe kann wehtun, das hat schon Nazareth gesagt, oder war das doch Britney Spears? Irgendwer Bekanntes halt. Aber was hat es überhaupt mit dieser Liebe auf sich? Und warum soll die Liebe zu der*m besten Freund*in etwas anderes sein als zu der*m Partner*in? Warum eigentlich Monogamie? Und was ist eigentlich Heteronormativität? All diesen Fragen und noch vielem mehr geht die schwedische Politikwissenschaftlerin Liv Strömquist in ihrem Comicband „Der Ursprung der Liebe“ nach.

Dabei verbindet sie gekonnt popkulturelle Beispiele aus Film und Fernsehen mit Alltagssituationen, die den meisten Leser*innen wohl nur allzu bekannt vorkommen werden. Mit einem sehr eigenen Erzähl- und Zeichenstil und einer ganzen Menge Humor schafft es Strömquist eine neue Perspektive darauf zu eröffnen, welchen Wandel „die Liebe“ im Laufe der letzten Jahrhunderte durchgemacht hat und welchen Einfluss die romantische Liebe auf jede*n Einzelne*n von uns hat. Dabei greift sie nicht nur auf soziologische und psychoanalytische Forschungen zurück, sondern es gelingt ihr außerdem, diese eindrücklich zu erklären. Theoretische Grundlage bilden hierbei u.a. Elisabeth Beck-Gernsheim und Ulrich Beck, Randall Collins und eben auch solche Größen wie Mariah Carey und Charlie Sheen. Strömquist verbindet wissenschaftliche Literatur clever – wenn auch manchmal etwas abstrus – mit popkulturellen Referenzen und bissigem Humor.

Antworten darauf, warum Nancy Reagan vielleicht doch eine Kommunistin war, warum Liebe eine Religion ist oder wer die „Männer-Pflege-WM“ gewinnt, findet Ihr in diesem kurzweiligen und tiefgründigen Comic. Es ist irgendwie ein komisches Buch, das einen noch lange beschäftigt, auch nachdem mensch es schon lange zur Seite gepackt hat.

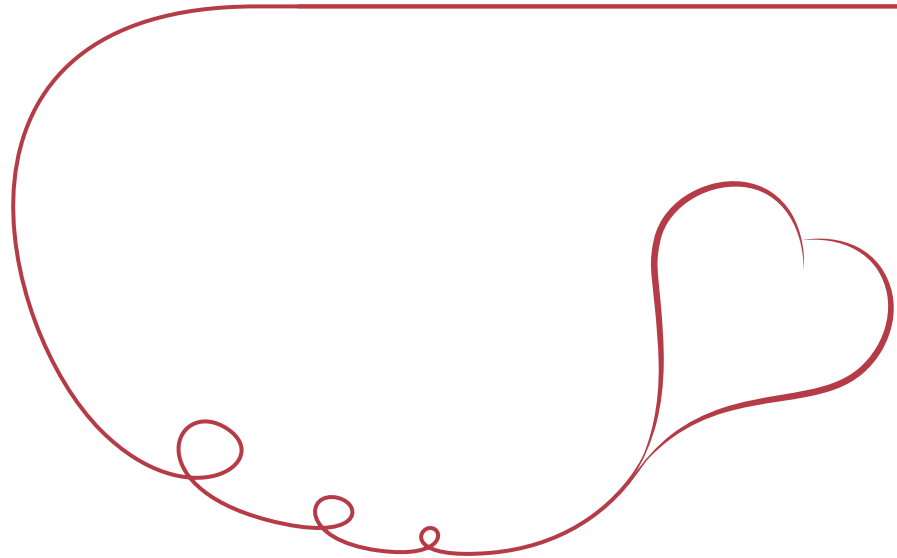


The Blank Slate: The Modern Denial of Human Nature STEVEN PINKER

This is a book about a deeply engrained intellectual doctrine, one that Steven Pinker dubs the “Blank Slate”. The Blank Slate has been around for centuries. It is “the idea that the human mind has no inherent structure and can be inscribed at will by society or ourselves”. This is obviously ridiculous: everyone knows that people differ and that some of these traits must be innate. But Pinker persuasively shows that large chunks of the social sciences are founded on the doctrine of the Blank Slate. Here, human nature is often considered an illusion. It does not exist, and if it did it would be subordinate to culture. Pinker points out that the slate cannot be blank. Nature and culture are linked. The book gives an insight into how they are by exploring the fields of cognitive science, neuroscience, behavioural genetics, and evolutionary psychology.

As interesting as this may be, the main point of the book is a different one, namely to show how oddly controversial the whole topic is. This larger part deals with the Blank Slate's political implications: how the Slate served to pursue moral and political projects, and how some of its proponents are still ignoring – and actively fighting – scientific evidence. Pinker argues that everyone who does this is mistaken. Discoveries about human nature do not justify oppression or discrimination, and they do not eradicate morality. Some might actually be quite illuminating concerning issues like social organization, gender politics, education, or aggressive behaviour. But for the most part, moral claims and scientific research should just not interfere too much.

As any book, “*The Blank Slate*” ought to be read critically. But it certainly is one of the better Nature–Nurture books. If it is an attack on the social sciences, it is a reasonable one. And even if it is debatable how much is really written on it, one thing is for sure: the slate is not blank.



Liebe – Tot oder Unverstanden?

VON JAN HEILMANN

Häufig wird die Frage danach gestellt, welche Stellung Liebe in unserer Gesellschaft noch zugesprochen werden kann. Auch die Soziologie wird oft angefragt. Eva Illouz und Niklas Luhmann gelten hier als die prominentesten Vertreter*innen. Werden diese hinzugezogen, wird oftmals nahegelegt, beide hielten die von alten traditionellen Zwängen befreite Liebe für die Rettung des Menschen in der modernen, individualisierten Gesellschaft. Ein ganz so optimistisches Bild stellt sich bei tiefergehender Beschäftigung mit Luhmann und Illouz allerdings nicht ein. Tatsächlich stimmen beide überein, dass die Liebe heute etwas gänzlich anderes ist, als noch vor Mitte des 20. Jahrhunderts. Für Eva Illouz steht allerdings fest: „Die Liebe, wie wir sie in Westeuropa einige Jahrhunderte lang kannten, ist tot“ (Illouz 2013). Aber wie kommt es, dass egal ob mensch den Fernseher oder das Radio einschaltet, klar wird, dass die Liebe solch eine zentrale Bedeutung für so viele Menschen einnimmt? Was kann mensch der Soziologie zur Liebe unserer Zeit abgewinnen und wo liegen die Grenzen ihrer Methode?

Die Liebe ist tot

Für die israelische Soziologin Eva Illouz besteht der Wandel der Liebe in der Moderne in einer Veränderung des Modus der Partner*innenwahl. Was wir heute den Triumph der romantischen Liebe nennen, besteht in der Emanzipation von Liebesentscheidungen aus kommunalen normativen Leitansprüchen und der Herausbildung

eines selbst-regulierten Marktes der Begegnungen. Die Evaluation von Partner*innen und Beziehungen basiert damit nicht mehr auf allgemein geltenden Kriterien und ist nicht mehr Vorrecht von Angehörigen, sondern Sache der Liebenden. Jane Austen beschrieb während des 19. Jahrhunderts in ihren Romanen noch, wie das Emotionale dem Moralischen untergeordnet wurde, wie die Wertigkeit von Beziehungen festgestellt wurde durch Außenstehende, die die Tugenden der Liebenden attestierten. Illouz zufolge ist heute die Bewertung von romantischen Beziehungen zwar Sache der Partner*innen, kriterienlos ist sie trotzdem nicht geworden. Der Kapitalismus und seine Konsumkultur haben stattdessen physische Attraktivität zu einer Stratifizierungsdimension in eigenem Recht gemacht und eng mit der Vorstellung der Liebe verquickt. Es ist ein Heiratsmarkt entstanden, auf dem die Partner*innenwahl aufgrund von Kriterien psychologischer Kompatibilität und physischer Attraktivität getroffen wird (Illouz 2012: 41ff.). Diese Verfasstheit von Liebe hat nichts mehr von der einstigen Erhabenheit der Vorstellung von Liebe. Die Liebe, so Illouz, hat durch die beschriebenen Entwicklungen ihren Anspruch auf Realisierung verloren und ist nunmehr das Objekt einer Sehnsucht, die nur durch die erträumte Verwirklichung erfüllt werden kann.

Sehnsucht als Selbstzweck

Im Anschluss an Adorno argumentiert Illouz, dass Fiktionen zentral sind für die moderne bürgerliche Konsum-

gesellschaft, in der eine Vervielfachung von Bedürfnissen zu einer Institutionalisierung solcher Vorstellungen geführt hat. Mithin wurde auch die Liebe als Erzählung viel präziser kodifiziert und dabei als für jeden erreichbar konzeptualisiert (ebd.: 198ff.). Durch diese Demokratisierung ergab sich eine Konfrontation des Liebesideals mit der Wirklichkeit. Überleben konnte dieses Ideal dann nur noch als Fantasie, die keiner Verwirklichung mehr bedurfte. Tagträume tragen dadurch in der Gegenwart weitaus mehr Bedeutung als dies in früheren Epochen der Fall gewesen ist. Intimitätserfahrungen, die sich ausschließlich im Kopf abspielen, lassen sich vollständig kontrollieren und sind frei vom Durcheinander und den Überraschungen, die mit dem Machen von realen Erfahrungen einhergehen. Die Liebesszenarien, die uns im Fernsehen vorgespielt werden, überleben die Konfrontation mit der Wirklichkeit nicht und bilden so die Vorlagen von Träumereien, die sich nie verwirklichen. Die Sehnsucht, die entsprechende Fantasien antreibt, so Illouz, ist nicht mehr auf ein externes Objekt gerichtet, stattdessen bezieht sie sich auf sich selbst. Wir träumen um des Traumes willen und sehnen uns, damit wir uns sehnen können (ebd.: 232-236). Die Liebe, die vorher als so rar im Vorkommen und als nicht domestizierbar begriffen wurde und dadurch als nicht vereinbar mit der Institution der Ehe, wurde demokratisiert. Jede*r wurde konzeptuell in die Lage versetzt, sein* ihr Leben mit der einen großen Liebe zu verbringen. Der verlangte Übergang in die Realität hatte paradoxerweise die Folge, dass die Liebe in der Welt der Fiktionen und Träume ein Aufblühen erlebte und in der Wirklichkeit vor allem Gegenstand von Enttäuschung wurde.

Liebe ist ein Code

Im Kontext der Liebe stellt sich für Luhmann eine Leitfrage der Soziologie im Besonderen: Wie ist soziale Ordnung möglich? Wie können Kommunikationen anschlussfähig sein, die so unwahrscheinlich sind wie solche, die Informationen über den intimen lebensweltlichen Bereich transportieren sollen? Für Luhmann kann dies nur über ein entsprechendes Kommunikationsmedium gelingen, das er Liebe nennt. Das Kommunikationsmedium Liebe setzt sich zusammen aus Kommunikationsanweisungen, die Teil der für jeden zugänglichen Welt sind, die beschreiben, was Liebe ist und wie sie kommuniziert werden kann (Luhmann 1994: 21). Diese Codes verändern sich historisch. Niklas Luhmann vollzieht diesen Wandel ab dem 17. Jahrhundert bis zur heutigen Zeit nach, indem er prägende Liebesliteratur der verschiedenen Epochen aus dem deutsch-, französisch- und englischsprachigen Raum zur Grundlage

seiner Analyse macht. Eine entscheidende These ist dabei, dass erst in der Moderne die Liebeserklärung zur Bedingung der Eheschließung wird. Im Gegensatz dazu wurde bis ins 19. Jahrhundert hinein Liebe und Ehe ein antagonistisches Verhältnis unterstellt. Eheschließungen wurden vor allem durch äußere soziale Zwänge wie etwa elterliche Entscheidungen koordiniert. Wirtschaftliches oder politisches Kalkül waren dabei richtungsweisend. Liebe wurde zeitweise als Bedrohung für die Institution der Ehe begriffen. Welche gesellschaftlichen Bedingungen für romantische Beziehungen mussten sich also entwickeln, damit die Liebeserklärung zur Bedingung der Eheschließung werden konnte?

Der Liebescode heute

Was die Liebessemantik der Gegenwart anbelangt, ist „die Autonomisierung von Intimbeziehungen“ (Luhmann 1994: 198) zentral. Liebesbeziehungen beruhen nicht mehr auf äußeren Zwängen, die beiden Liebenden müssen aus eigenen Stücken ihre Bindung erhalten, aufrichtige Liebe von beiden Seiten wird vorausgesetzt. Damit steigen auch die Erwartungen, die beide aneinander richten. Erwartet wird, dass in einer Liebesbeziehung Übereinstimmung beider Personen besteht, was Meinungen und Umweltauffassungen anbelangt. Gleichzeitig steht zur Konfliktlösung, wenn es doch zu Unstimmigkeiten kommt, nur der persönliche Dialog als Möglichkeit zur Verfügung, womit ein entsprechendes Konfliktpotenzial gegeben ist. Dies ist ein Folgeproblem der Realisierung von Individualisierung, die sich in der modernen Gesellschaft vollzieht. Die Gestaltung von romantischen Beziehungen wird von gesellschaftlichen Zwängen freigesetzt und fällt in die Hände der Paare selbst. Dadurch wird es auch schwieriger, von untersuchter Literatur zur Liebe auf tatsächlich vorhandene Strukturen von Liebesbeziehungen zu schließen (Luhmann 1994: 196-199). Trotzdem schließt Luhmann von den gesellschaftlichen Bedingungen der Moderne auf die Bedingungen, die sich daraus für romantische Beziehungen ergeben. Durch die Vielzahl von Rollen, die ein Individuum in der funktional differenzierten Gesellschaft übernehmen muss, entsteht ein Bedürfnis, danach nicht nur partiell in verschiedenen Funktionssystemen, sondern als Mensch inkludiert zu werden (Luhmann 2012: 158f.). Dieses Bedürfnis kann in romantischen Beziehungen erfüllt werden, da mensch von der*dem Partner*in in allen Eigenheiten akzeptiert wird. Die immer größer werdende Differenz zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen in der Moderne erzeugen zudem ein Bedürfnis nach intensivierten persönlichen Beziehungen (Luhmann

1994: 13f.). Für Luhmann wird auch die Selbstdarstellung zur eigenen Gestaltung freigegeben, was zu erhöhter Verunsicherung führt und daher mehr soziale Bestätigung der eigenen Darstellung verlangt, er schlussfolgert: „Was man in Intimbeziehungen sucht, wird somit in erster Linie dies sein: Validierung der Selbstdarstellung“ (Luhmann 1994: 208).

Kann mensch die Liebe verstehen?

Die Unterschiede von Luhmanns und Illouz' Theorien zur Liebe sind ersichtlich. Beide betrachten die Liebe der Gegenwart aus sehr verschiedenen Blickwinkeln. Bei Luhmann steht die Liebesemantik vor allem unter dem Einfluss der Individualisierung und ihrer Folgen. Für Illouz geht es um die Auswirkungen des Kapitalismus auf den Modus der Partner*innenwahl, sowie auf die Vorstellung der Liebe. Nichtsdestotrotz gibt es grundlegende Gemeinsamkeiten. Beide untersuchen Liebe als kulturelle Vorstellung, die sich historisch wandelt. Außerdem steht bei beiden Soziolog*innen im Vordergrund, dass die Gestaltung von Liebesbeziehungen zur individuellen Sache der Liebenden geworden ist. Zudem sind die Antworten, die beide auf die eingangs gestellte Frage geben, wieso die Liebe weiterhin mit solch einem Pathos getragen wird, so abgeklärt, wie auch trostlos. Eine Romantik-Industrie, die Menschen zu Konsument*innen oberflächlicher Intimität erzieht oder das verzweifelte Suchen nach Bestätigung in einer Welt unpersönlicher Kälte, bringt uns dazu, an die große Liebe zu glauben, überfrachtet mit unrealistischen Erwartungen. Als Soziolog*in bleibt einer*m wohl auch nichts anderes übrig, als Liebe wie eine Vorstellung mit einer entsprechenden Ideengeschichte zu behandeln. Mit diesem Verständnis kann mensch Liebesliteratur vergangener Epochen analysieren und Veränderungen oder sogar ein Ableben von Liebe diagnostizieren. Illouz und Luhmann tun genau das.

Aber wie sinnvoll ist es, wenn es um Liebe geht, den Kapitalismus als Hauptfaktor bei der Erklärung zu setzen? Die Liebe als Code zu betrachten ist analytisch – und richtig, wenn mensch den Menschen und seine biologische Verfasstheit ausschließt. Ist es allerdings zielführend, wenn mensch herausfinden möchte, was Liebe ist? Alltagsevidenz scheint weder Luhmann noch Illouz in besonderem Maße recht zu geben. Liebesbeziehungen scheinen zum einen angetrieben zu sein durch ein hohes Maß an biologischen, angeborenen Bedürfnissen. Zum anderen verlieben sich Menschen nicht nur in psychologische Kompatibilität und körperliche Attraktivität. Auch dass den Angehörigen der Partner*innen keine oder nur sehr wenig Relevanz bei

ihrer Bewertung der Beziehungen zugesprochen wird und dass Beziehungen gänzlich zur Selbstgestaltung freigegeben wurden und keinen normativen Erwartungen unterliegen, erscheint eher unzutreffend. Sollte mensch sich also eher Evolutionsbiologie und Hirnforschung zuwenden, um Liebe zu verstehen? Ist die Liebe zu begreifen als evolutionäre Nebenfolge der Mutter-Kind-Liebe, von der sich in der Jugend befreit wird, um daraufhin ersetzt zu werden von einer romantischen Liebesbeziehung? Kann mensch die Liebe begreifen als eine Mischung aus Dopamin und Oxytocin? Hierbei gibt eine alltagsweltliche Betrachtung ähnliche Schwächen preis, wie sie schon im Zusammenhang mit der soziologischen Perspektive offengelegt wurde. Liebe hat eine biologische Komponente sowie eine kulturelle. Das eine determiniert nicht das andere, trotzdem besteht ein Zusammenhang. Wir haben beides im Sinn, wenn wir über Liebe sprechen. Forschung über Liebe müsste also beides einschließen. Überlegungen dieser Art lassen sich aktuell vor allem im populärwissenschaftlichen Diskurs finden. Sozialwissenschaftliche Theorien werden dabei, wie zu Beginn angemerkt, oft verkürzt und unpräzise dargestellt, um die einschlägigen Thesen der Autor*innen zu untermauern. Beispielsweise wird Befunden der Evolutionsbiologie eine kulturdeterminierende Wirkung unterstellt, die naturwissenschaftlichen Kriterien alles andere als gerecht wird. Nötig wäre eine interdisziplinäre Forschung, die Befunde der Sozial- und Naturwissenschaften integriert oder zumindest ein Dialog zwischen den Disziplinen, denn ausschließlich als Idee kann Liebe nicht hinreichend begriffen werden.

Quellen

- Luhmann, Niklas. (1994). Liebe als Passion. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; 1124 (1. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. (2012). Gesellschaftsstruktur und Semantik/Band 3. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft ; 1093 (4. Auflage.).
- Illouz, Eva. (2011). Why love hurts. (2012). Cambridge [u.a.]: Polity.
- Illouz, Eva. (2013). Ist die Liebe tot?. Zeit Online. Abgerufen von: <https://www.zeit.de/2013/25/eva-illouz-liebe-tot>

Über den Autor: Jan Heilmann studiert seit dem Wintersemester 2014/2015 Soziologie an der Universität Bielefeld und befindet sich im siebten Fachsemester. Zu den Schwerpunkten gehören Politikwissenschaft mit Bezug auf Europa und die USA, sowie, seit einem Auslandssemester in St. Petersburg, das europäisch-russische politische Verhältnis.

Was sich klar über uns sagen ließe

Ich kann meinem Blick nicht vertrauen,
Heute sehe ich dich so und morgen so,
Meine ich zu wissen, wie es sich anfühlt, dich zu sehen,
Dann pralle ich meist gegen dornige Wände.
Nur im Traum ist das konstant,
Was ich trauntänzerisch „Gefühle“ nenne,
In der erlebten Zeit ringt es um Gleichgewicht
Und stürzte schon in viele Schluchten.

Es sind ganz kleine Details,
Die ich im Kopf beständig vergrößere,
Doch habe ich dich dann als Ganzes vor mir,
Dann suche ich sie oft vergebens.
Dafür gebe ich mir selbst die Schuld,
Da gelobe ich uns beiden Besserung,
Doch der Kopf geht seine eigenen Wege,
Deren Kurven ich nicht begradigen kann.

Refrain:

Wie ein Ölfilm, der auf einer Pfütze treibt,
Wie ein in den Wind gemalter Schattenriss,
Wie die Ringe eines Baumes, die man zählen, aber nicht lesen kann,
Ist alles, was sich klar über uns sagen ließe.

Ich schwimme viel zu oft in der Wärme,
Die es spendet, sich nach dir zu sehnen,
Nehme ich dich dann ganz wirklich in den Arm,
Spüre ich dich anders als gedacht.
Manchmal bilden wir nur schläfrige Sätze,
Machen Konversation mit vielen Pausen,
Irgendwo zwischen Smalltalk und dem unumgänglichen Alltag,
Versuchen unsere Stimmen, Nähe aufzubauen.

Ich stelle mir zu viele bunte Szenen vor,
Vielleicht denke ich mir das Leben wie einen Film,
Manchmal zerläuft dein Gesichtsausdruck ins Dunkle
Und weist meine Fantasie in ihre Schranken.
Jedes Mal, wenn ich dich schon im Voraus erfühle,
Winken wir einander aus weiter Ferne zu,
Dann weiß ich nicht, ob ich dich jemals kannte
Und frage mich, wie das Bild in meinem Kopf entstanden ist.

VON STEFAN F. GEISLER

Mein Autopoesiealbum

Minh Nguyen

Studium / aktuelle Stelle: Professorin für Sozialanthropologie

Forschungs- und Interessenschwerpunkte: Pflege und Wohlfahrt, Geschlechter- und Klassenfragen, Migration und Mobilität

Als Kind wollte ich sein ... wie der Affe Sun Wukong (Tôn Ngộ Không auf Vietnamesisch) in dem chinesischen Film Reise in den Westen. Er ist ein magischer Charakter, der auf Wolken reiten und 72 Verwandlungen machen kann. Er ist auch frech und hat keine Angst vor den mächtvollen Göttern, sogar nicht vor dem Jadekaiser, dem er immer wieder peinliche Probleme bereitet. Vor allem hat er ein gutes Herz und einen Sinn für Gerechtigkeit, den Kinder verstehen können. Damals träumten alle Kinder in meiner Heimatstadt Thai Binh davon, so wie er sein zu können. Für Spielzeuggeschäfte war es ein sehr gutes Geschäft, Tôn Ngộ Không Masken zu verkaufen.

Meine Lieblingsband ... The Beatles.

Im Kino habe ich zuletzt gesehen ... Harry Potter. Ich bin froh, zu hören, dass es in der Uni eine Harry Potter Fakultät gibt. Irgendwo zwischen zwei Gebäuden. Wenn jemand mir zeigt, wo sie ist und wie man zu dieser Fakultät gelangen kann, biete ich als Gegenleistung mein Buch zum halben Preis an.

Was ich gut kann ... mit Ablehnungen von Publikationen und Anträgen leben.

Mich nerven Studierende, wenn sie ... bisher hat mich keiner genervt. Aber vielleicht kommt das ja noch?

An Soziologie besonders interessant ist ... Was soll ich sagen? ... In Halle war ich am Max-Planck-Institut für Ethnologische Forschung, womöglich mit der größten Dichte von Anthropologinnen in Europa. Nun bin ich an einem Ort gelandet, wo es wahrscheinlich mehr Soziologinnen als anderswo in Europa gibt. Hmmm, sollen wir lieber über das Wetter in Bielefeld reden?

Diese Person bewundere ich ... Einen Englisch-Lehrer in Thai Binh, meiner Heimatstadt. Er hatte früher in England studiert, sprach perfektes Queens Englisch und war sehr talentiert in allem. Er hätte eine große Karriere in unserer Hauptstadt Hanoi machen können, ist aber nach Thai Binh zurückgekehrt, um uns Englisch beizubringen (allerdings nannte er uns als Grund für seine Rückkehr den Willen seiner Mutter, dass er im Dorf heirate). Er hat uns unter anderem in James Bond und The Beatles eingeführt.

Ich nehme mir gerne Zeit für ... lange Spaziergänge nach dem Mittagessen.

In Bielefeld muss mensch unbedingt ... Vielleicht können Sie mir einen Tipp geben?

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am

Liebsten an ... Studentenkonzerte in Hanoi. Junge Leute gründeten damals Rockbands aller Art, auch Imitationen von Pink Floyd, The Beatles, und so weiter. Für uns waren sie die Verkörperung von Coolness: die Jungs (meistens) haben sich überzeugend als Lennon oder McCartney verkleidet und die Lieder ziemlich gut gecovered – die Stadien waren immer voll und aufregend. Für eine Kleinstadtmaus wie mich, die auch zum Teil mit der Planwirtschaft aufgewachsen war, waren die Konzerte etwas Wundersames: ich hatte das Gefühl, wir gehörten der großen, weiten Welt an, und waren mittendrin.

Am meisten bin ich stolz auf ... Habe noch nie darüber nachgedacht. Aber jetzt bin ich stolz darauf, von SOZusagen befragt zu werden. Ich habe ein paar Exemplare gelesen und bin von der Qualität der Beiträge beeindruckt. Es steckt viel gute Arbeit und Kreativität darin. Auch kann ich nun meiner Tochter sagen: Guck, ich bin in der Zeitung!

Das sollte es öfters geben ... pünktliche Züge bei der Deutschen Bahn.

Am Forschen gefällt mir ... super interessante Charaktere kennenzulernen. Manche sind wie aus einem Roman ins Leben gerufen.

Am Lehren gefällt mir ... das Lernen.

Meine Empfehlung an Erstsemester ist ... da ich auch Erstsemesterin bin, brauche ich selbst Empfehlungen.

Die bedeutendste Persönlichkeit der Soziologie ist ... Gott Foucault?

Soziologie ist ... eine Kommissarin, die im Krimi "Kapitalismus" nicht einzelne Täter, sondern ganze düstere Kräfte entdeckt, die sie nicht verhaften lassen kann.

Meine erste Liebe war ... ein Mini-Fahrrad aus der DDR. Ein Cousin von mir arbeitete in der DDR und schenkte es mir, als er zurückkam. Es war Liebe auf den ersten Blick. Wir beide waren unzertrennlich, und ich habe es so gut umsorgt, als ob es mein Pferd wäre. Als ich Jahre später in Halle (Saale) ankam und bei einem Nachbar dasselbe Fahrrad sah, habe ich mich sofort zuhause gefühlt.

Mein Lieblingszitat ... Glücksein besteht aus guter Gesundheit und schlechtem Gedächtnis. Wenn ich mich nicht irre, hat Ingrid Bergmann das gesagt.

Ich stoße an meine Grenzen, wenn ... gleichzeitig das Telefon klingelt, die Gäste an der Tür läuten, etwas auf dem Herd kocht und der Tisch noch nicht gedeckt ist.

Eine erste Erfahrung mit der Arbeitswelt ... meine Großmutter war eine Markthändlerin – sie verkaufte Gewürze und andere Sachen auf dem Land. In meinen Teenagerjahren habe ich ihr im Sommer die Ware auf dem Fahrrad zum Markt gebracht. Sie konnte nicht Fahrrad fahren und musste zu Fuß nachkommen.

Es macht mich wütend, dass ... Wut ist für mich eher ein Konzept als ein Gefühl.

Eine gute Tat, an die ich mich gerne zurückerinnere ... meiner Großmutter ihr Lieblingskopftuch zum Färben zu bringen. Damals gab es selten neue Kleidung, und die abgetragenen Teile (oft schwarze) wurden oft wiedergefärbt. Ich durfte immer das Wechselgeld von meiner Oma behalten. Insofern war es also eine gegenseitig vorteilhafte gute Tat.

Ich finde es ungerecht, dass ... viele Frauen sich um die Kinder von anderen kümmern müssen, z.B. Kindermädchen oder Hausangestellte, und gleichzeitig nicht mit ihren eigenen Kindern an einem Ort leben können.

Studierendenproteste sind ... ein Zeichen, dass die Macht der virtuellen Welt nicht absolut ist.

Revolution ist ... wenn die Vergangenheit nicht mehr Herrschaft über die Gegenwart ausübt. In dieser Hinsicht bestünde eine Revolution darin, dass es in der Mensa Nudelsuppe gäbe, wie z.B. Phở oder Ramen – denen gehört die Zukunft.

Ich würde niemals ... aus einem Flugzeug springen.

Ich kann nicht so gut ... Reden halten.

Auf eine einsame Insel würde ich die folgenden drei Sachen mitnehmen ... Drei Flaschen Fischsoße. Gute.

Mit dem Thema „Körper · Sexualität · Liebe“ verbinde ich ... die Spannung zwischen dem Poetischen und dem Politischen. Oder auch hochhackige Schuhe. Ich vertrage diese nicht so gut, aber manchmal muss ich sie anziehen, um ein bisschen größer zu wirken. Zum Glück habe ich in der nächsten Zeit keine Auswahlgespräche.



Foto: Universität Bielefeld

Constructivists Just Wanna Have Fun?

Some Reflections on the Use of Humor (and Irony) in the Social Sciences

BY MALTE NEUWINGER

Back in the nineteen-fifties, Horace Miner wrote a famous text on the culture of the Nacirema tribe. Overall, Miner's basic insight on the functioning of this culture was the following:

"The fundamental belief underlying the whole system appears to be that the human body is ugly and that its natural tendency is to debility and disease. Incarcerated in such a body man's only hope is to avert these characteristics through the use of powerful influences of ritual and ceremony." (Miner 1956: 503)

Among these Nacirema rituals are some in which Miner identifies "definite masochistic tendencies" in the tribe's "personality structure": men often "lacerat[e] the surface of the face with a sharp instrument", and women, in an act of pure "barbarity", "bake their heads in small ovens for about an hour" (ibid.: 505).

Miner also points out that the Nacirema "have developed sadistic specialists" (ibid.). These specialists include evil "holy-mouth-men" who, satisfying the Nacirema's apparently obsessive need of dental care, perform an "exorcism of the evils of the mouth" which involves "almost unbelievable ritual torture of the client" during which one can see the sadistic "gleam in the eye of a 'holy-mouth-man', as he jabs an awl into an exposed nerve" (ibid.). Considering all these ridiculous rituals Miner finds it "hard to understand" how the Nacirema "have managed to exist so long under the burdens which they have imposed upon themselves" (ibid. 507).

That Obscure Object of Humor

Of course, Miner's text is essentially a joke. Even some 60-odd years after its first publication I find it quite amusing how, by reading a word backwards (*Nacirema* – yes

indeed, *American*), Miner makes fun of a whole culture. It could in fact be said that, in a sense, he reads a culture backwards. And it seems to me that this "backwards reading" points to one rather important question: What's the role of humor in social scientific writing?

As a first approximation, the problem may be approached like this: analytically, Miner's argument seems to work on two distinct levels. On both levels it works through making fun of something. On a first level the text makes fun of American culture. It shows that, seen from a certain "alien" perspective, many Western "body rituals" are actually quite strange. On a second level, implying that its own "alien" perspective is somewhat strange as well, the text makes fun of itself. The – implicit, but obvious – argument is that social scientific texts often use inadequate descriptions of the things they claim to observe, and therefore don't really contribute to an understanding of these things.

Therefore, the use of humor in social scientific texts seems to be quite problematic. Both levels *taken together* result in a tricky paradox: on the one hand, Miner's argument that some Western "body rituals" indicate a certain dislike about the own body may sound rather compelling. But if this insight was achieved through profoundly inadequate descriptions of these "body rituals", how can the first argument be convincing at all?

Actually, there are many further objections to the use of humor in the social sciences (cp. Watson 2015: 408ff.), which I can't directly address here. But it seems to me that the main reason for all these objections is quite simple: *It's extremely difficult to say what humor really is*. While it has been argued (1.) that humor is contained in the misfortunes of others; (2.) that humor arises in the release of psychic tension; or (3.) that humor comes from something happening not quite as expected, all these theories seem somehow inadequate (ibid.). Apparently, a convincing theory of humor doesn't exist.

What Humor is Not

So, if no one knows what humor is, it might be useful to think a bit about what humor is *not*. Therefore, I will try to contrast humor with irony. I do this mainly because often the connection of the two is extremely unclear. If scholars speak about humor and irony in social scientific texts at all, some of them seem to assume that (1.) there's no actual difference between humor and irony (like, e.g., Watson 2015: 413), while others (2.) completely isolate irony from humor (like, e.g., Woolgar 1983: 249). In the former case humor equals irony, in the latter irony is not considered humorous.

The other reason to look at irony is because defining it is easier. Most scholars seem to agree that irony is, basically, a "representation through a figure of speech so patently absurd as to cast doubt on the overt claims of that which is being characterized" (Suto 1979, qut. in Watson 2015: 413). One may therefore say – just for the moment – that irony only works on the first of the two levels I have outlined above: usually, *irony "casts doubt" on claims of others, but not on its own claims*.

However, if this clarifies matters for a moment, there seems to be an even more fundamental disagreement on irony, which, I think, is also important when thinking about humor. While Cate Watson's whole point is that irony (and, as a corollary, humor) is largely absent from the social sciences, Steve Woolgar instead argues that, in fact, irony (without that corollary) is the very basis for a whole branch of social theory, namely constructivism.

Irony and Constructivism

Basically, Woolgar's argument goes as follows: by speaking about a thing or an action a statement (or "account") is made in reference to something (or "reality"). Obviously, anytime a social scientist does this – and thinks about it too much – she ends up with all kinds of problems. Is it possible to make one single "true" objective statement? Does "reality" exist? And if not, what's the point? Although these metaphysical problems can hardly be resolved, in practice scientists deal with this skepticism without much difficulty. But how is this done? Woolgar identifies three "ideal types" about the relation of "accounts" and "reality" in scientific arguments (ibid. 243ff.).

1. The *reflective position* holds that reality exists independent of its accounts. The thing or action being described will retain its essential character regardless of any description.

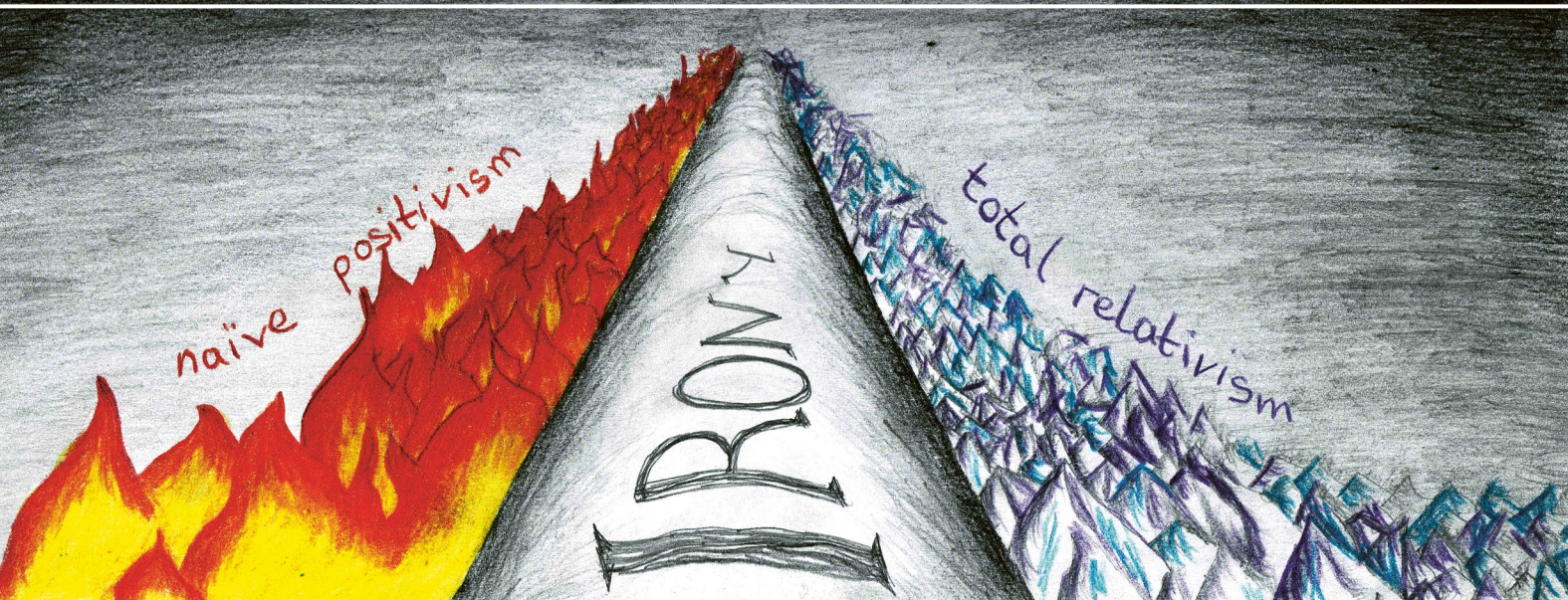
2. The *constitutive position* asserts that there's no distinction between account and reality. The account constitutes reality, meaning that there's no reality beyond the construct implied in the talk of reality. Reality doesn't "really" exist.
3. In between these positions sits another one. The claim of this *mediative position* is that the reality of any described thing or action doesn't entirely determine the account made about it. A whole variety of "social circumstances" (cultural, historical, etc.) mediates knowledge accounts about reality. Thus, there are several (equally "correct") accounts about reality.

Woolgar (1983: 248) argues that constructivist thought basically and essentially relies on the mediative position. Crucially, he is at pains to point out that the mediative position is extremely unclear about the all-important question: "To what extent is the social world regarded as *full* substitute for the natural world in knowledge determination?" (ibid.: 245, original emphasis)

Let's consider an example: back in the nineteen-sixties, some constructivist sociologists called attention to a problem with official suicide statistics, namely that there had been way more suicides than officially reported. This fact is not very surprising. But the important point Woolgar addresses is how the mediative position allows the use of irony. The constructivist argument is not that the statistics somehow got the number of suicides wrong. Rather, the kicker of the constructivist argument is that *it's the agency making the statistics* which requires further examination. The constructivist irony lies in the fact that, if anything, official statistics tell you *much more about the social circumstances of their construction* than about the phenomenon (e.g. "suicides") they claim to measure (cp. ibid.: 249).

The Greasy Pole of Irony

Obviously, the constructivists somehow have a point. But the use of irony raises a question constructivism never actually answers: What does "much more" really mean? Does "much more" imply that statistics, influenced by social circumstances, give you a somewhat blurred picture of reality (leaning to the reflective position)? Or does it mean that these same statistics don't tell you anything about reality but rather have constructed the whole thing right at the outset (leaning to the constitutive position)? By deliberately being ambiguous about this question, constructivists can easily apply the ironic "much-more-strategy" (in sophisticated variants) to an endless variety of



On a razor's edge.

Image © sozusagen-Redaktion

social issues. Just about any official, or publicly acknowledged, categorization (e.g. “gender”, “sex”) or definition (e.g. the “normality” or “abnormality” of certain categories like “homosexual”, “transsexual”, etc.) can always be “unmasked” as another example of the social construction of these definitions or categories. They always tell you “much more” about the circumstances of their construction rather than having any intrinsic meaning themselves (ibid.: 250).

Being liberating or emancipatory in some instances, however, the use of the “much-more-strategy” nevertheless puts constructivist irony in a somewhat uncomfortable position. This is mostly due to its *ambiguity about reality* which, again, made the constructivist argument possible in the first place. One problem, Woolgar (1983: 253) argues, is that the mediative position already implicitly presupposes the reflective position. If I want to ironize, say, the categories of “sex” or “gender”, even though I don’t make an outright claim, I must *imply* how I believe this category “actually” refers to reality. Otherwise it’s not at all clear why I ironized “sex” or “gender” in the first place.

An even more pressing problem is the question of *applying irony to itself*: Is it allowed to give an ironic account about the constructivist’s ironic account? If so (and why would it not be so?), constructivist claims are, like any others, influenced by social circumstances (ibid.: 254f.). And that in turn raises the question: In what sense can the constructivist maintain that she knows better than anyone else? *Either* she claims that her account is superior (i.e. carrying more insight) to the accounts she investigates – and therefore doesn’t apply irony to itself. *Or* she claims that, indeed, she is just adding another account to the other

equally valid accounts – but why, then, does she even bother?

Thus, Woolgar sees constructivist irony in constant “deep tension”, balancing on a “particularly greasy pole” (ibid.: 255). Put in only slightly exaggerated terms, the situation seems to be this: on the one hand, constructivists use irony to constantly point out that they, unlike all the others, know what’s “actually” going on – and thus basically rely on the “naïve positivism” of the reflective position. But *simultaneously*, since there may always be different possible accounts about reality, the very use of irony seems to rest on the assumption that a shared basis on which one may meaningfully speak of “correct” and “incorrect” claims doesn’t even exist – disastrously drifting in the direction of the “total relativism” of the constitutive position. Hence, the task of “successful irony” is to maintain the delicate balance between the two logically incompatible positions (cp. ibid.: 256).

So even if there’s nothing wrong with constructivist irony, doing it “successfully” is rather difficult, and in any case slightly problematic. Somewhat sloppy application of irony will either deprive constructivism of its ironic thrust (reflective position), or will say that its claims are exactly as true as any others, and hence basically meaningless (constitutive position).

Humor Again: Degreasing the Grease of Irony

I think we are now in the position to return to humor. The only really important point I’d like to stress is that *there must be something more to humor than just irony*. This claim is motivated by another problem. After all, when one really thinks about it, the very core of irony

turns out to be kind of nasty. I would in fact argue that, by its own logic, irony implies hierarchy and therefore what Woolgar (1983: 259) calls the “victimization of the actors”: everyone with an understanding of the irony used (usually other social scholars) is necessarily part of a competent elite; everyone else (the people being ironized) is implicitly assumed to be somewhat ignorant, lacking the knowledge required for proper understanding of irony.

How to get rid of this “victimizing” tendency and the threat of “total relativism” or “naïve positivism”? That is, how to “degrease” the “grease” of irony?

Let’s go back to Miner’s text on Nacirema culture. I have argued that the text’s argument works on two levels. On one level, Miner uses irony to suggest that some “body rituals” of American culture are strange. He “casts doubt” on “normal” Western behavior like “shaving” or “seeing a dentist”. From this ironic perspective it doesn’t seem entirely ridiculous to claim that American culture looks “much more” like an ancient tribe made up of sadists and masochists than anything which can justifiably be called “civilized”, and that a dislike about the own body might be a relevant element of this culture. On another level, however, Miner uses irony to imply that his own point is flawed to some extent – namely that, probably, academic texts tell you “much more” about the academic institution they were written in than about the subject matter they are concerned with. In other words, Miner does indeed apply irony to itself.

I have conceded that this second ironic move may appear problematic at first. But even though he relies on the “much-more-strategy” *twice*, the mediative balance of Miner’s argument somehow remains intact. This is mainly because Miner *addresses his own perspective and practices*. He puts his own perspective into perspective. His point is *not* that any account about reality is equally valid (total relativism), or that he is the only one who has an idea of what’s “actually” going on (naïve positivism). Rather, the point is that Miner’s personal role as an academic and the academic practices his account relies on influence the account’s validity – but this doesn’t deny that some accounts are simply more valid than others. What’s more, Miner’s account about the strangeness of Western “body rituals” may be a serious claim – but being somewhat doubtful of his own perspective doesn’t lessen the seriousness of this claim a tiny bit. It only suggests that Miner’s ironic text about others’ “body rituals” does *not* imply superiority over the people he’s writing about. By doing this, I think Miner finds a way over the “greasy pole” of irony. And this is what I mean by humor.

A Good-Humored Perspective: Double-Balanced Irony

Thus, social scientific humor, as opposed to irony, doesn’t only balance between reflective and constitutive position. In addition, it balances between the positions of the object (the people being ironized) and the subject (the social scholar). In this sense, humor could probably be understood as “double-balanced irony”. Unlike constructivist irony, the humorous “double-balanced” perspective doesn’t contain the presumptuous notion that oneself is necessarily way smarter than those one is investigating. It acknowledges that one’s own activities are in fact exactly as ridiculous as everyone else’s.

It’s certainly true that the understanding of humor as “double-balanced irony” is conceptually narrow. But it’s not without merit as this literally “good-humored” perspective seems quite healthy for scientific activities in general. Obviously, any kind of humor consists in making fun of someone or something. But at the same time, the social scientific humor I’m speaking of also implies to seriously engage with this someone or something. It does way more than just ironize the subject matter. And humor further implies that, looking at oneself, all this “serious engagement” is quite funny indeed. It really gets me laughing at times that, on the one hand, social scientists are trying to say something about social inequality, revolutions, knowledge, faith, or love; and that, on the other hand, the means through which they try to figure out stuff about these things mostly consists in turning mountains of paper sheets and staring at computer screens.

In this sense humor equalizes. In addition to the irony of constructivism, humor doesn’t only help achieve scientific discoveries, but it also assists with putting these discoveries into perspective. It provides a critical – but not cynical – view on what social scientists do, and how they do it. Personally, I’m skeptical about grand promises of the “sociological imagination” (Watson 2015: 416) which humor supposedly releases. But if nothing else, humor may be helpful to do science in a more humble, self-aware, and thus nicer way.

Sources

- Miner, Horace. 1956. Body Ritual among the Nacirema. *American Anthropologist*, 58(3), p. 503–507.
- Watson, Cate. 2015. A Sociologist Walks into a Bar (and Other Academic Challenges): Towards a Methodology of Humour. *Sociology* 49(3), p. 407–421.
- Woolgar, Steve. 1983. “Irony in the Social Study of Science” p. 239–266 in *Science observed. Perspectives on the Social Study of Science*, edited by K. Knorr-Cetina and M. Mulkay. Sage Pub: London.

(sch)mächtig

Eine Kurzgeschichte von THERESA KLINZ

Ihr Vater war übergücklich, als Tommy geboren worden war, obwohl ihr Bruder noch so klein war, dass er nur auf dem Boden herumlag wie eine Seekuh und ab und an rülpste. Um mit ihm Spaß haben zu können, musste sie ihm schon Knete in die Ohren stopfen, doch dann musste sie auch ohne Abendessen ins Bett. Als Tommy größer wurde, spielte ihr Vater mit ihm auf dem Bolzplatz, er jagte ihn mit Wasserspritzpistolen durch den Garten und las ihm abends von Rittern oder Seeungeheuern vor, während sie immer danebenstand und zusah. So war es und so ist es auch immer geblieben.

Nein, sie hasste Tommy nicht. Er war ihr Bruder und sie liebte ihn bis auf ein paar Anfreundungsschwierigkeiten zu Anfang. Das Problem war allgemeinerer Natur: Gegen Tote konnte man einfach schlecht kämpfen. Sie machten nie Fehler, sie verhielten sich nie unpassend, sie wurden nie alt und hässlich und sie brachten nie jemanden gegen sich auf. Nein, sie hasste Tommy nicht. Sie hasste ihren Körper, der es nicht zustande gebracht hatte, ein Junge zu werden. Der nicht Manns genug gewesen war, die richtige Wahl zu treffen. Der nicht den Ansprüchen ihres Vaters gerecht werden konnte. Ein Leben lang war sie diesem aufmüpfigen, unknabenhaften Körper hilflos ausgeliefert. Er unterjochte sie, er sperrte sie ein. Aber niemand bestrafte ihn dafür und sie hatte nichts getan als zu sein, wer sie war.

Die Leute sagten, sie sei ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. Dabei lächelten sie immer ein wenig mitleidig, als sei das eine Strafe. Und vielleicht war das auch eine, aber aus anderen Gründen, als die Leute vermutlich dachten. Ihre Mutter war nicht hässlich gewesen. Im Gegenteil, sie musste eine schöne Frau gewesen sein. Die Fotoalben aus glücklicheren Tagen hatte der Vater zwar weggesperrt und sie selbst konnte sich an das Gesicht nur verschwommen erinnern, aber sie wusste noch von ein paar Blicken, die der Nachbar Mama hinterhergeworfen hatte, als sie sich nach einem kurzen Plausch unserem Türschloss zugewandt hatte. Das Aussehen schien aber nicht das einzige zu sein, was sie nach Ansicht ihres Vaters von Mama geerbt hatte. „Sei nicht so selbstsüchtig!“, zischte er, wenn sie sich das letzte Stück Kuchen nehmen wollte. „Tu nicht immer so beklagenswert!“, forderte er, wenn sie zu müde war für den Abwasch. „Sehe ich aus wie der Weihnachtsmann?“, höhnte er, wenn sie um neue Stifte bat. „Das Leben ist kein Wunschkonzert!“ „Wann lernst du endlich, Verantwortung zu übernehmen?“ „Stell dich nicht immer in den Mittelpunkt!“ Abschätzig folgten darauf jedes Mal diese vier billigen, schmerzenden Wörter: „Genau wie deine Mutter.“ Es war nicht so, dass sie sich nicht wünschte, von ihrem Vater beachtet zu werden. Schließlich hatte sie sich jahrelang danach gesehnt. Aber in seinen Mittelpunkt

Foto © sozusagen-Redaktion

stellte sie sich nicht freiwillig. Die meiste Zeit war er mit sich selbst beschäftigt, strich in der Wohnung durch die Zimmer, insbesondere Tommys, und verweilte auffallend lange auf der Toilette im Bad. Er murmelte dumpf vor sich hin, ließ seinen Blick irren und übersah sie nicht mehr. Wenn sie ihm über den Weg schlich, knurrte er mürrische Bemerkungen über seine Tochter und deren Mutter und diverse gemeinsame Charaktereigenschaften.

In solchen Situationen vergaß ihr Vater oft, die Unterschiede zwischen ihr und ihrer Mutter zu erwähnen. Schließlich hatte sie nach Tommys Tod kein Tablettenröhrchen geschluckt. Sie hatte sich zurückgezogen, in sich selbst und in ihr Zimmer, und hatte gelegentlich an Tommys Kuscheltier geschnüffelt, bis es seinen Duft verlor. Still hatte sie sich bemüht, möglichst unsichtbar zu werden oder zumindest so durchscheinend wie eine frisch geputzte Fensterscheibe, die nicht spiegelte. Sie aß immer weniger, um der gedrückten Stimmung am Esstisch zu entfliehen und nicht den voll beladenen Teller ansehen zu müssen, den der Vater immer noch jeden Tag für Tommy als stumme Anklage hinstellte. Das Essen wurde hinterher mit Tommys Kinderlöffel in den Abfall geschabt. Danach brachte sie sowieso nichts mehr herunter. Sie wurde immer dünner, doch es fiel keinem auf außer ihr selbst und ihr gefiel es. Sie lechzte nach den Bauchschmerzen, schloss Wetten mit sich selbst, wie lange sie es ohne Essen aushielt, und las heimlich Teenagermagazine, in denen die Kalorien von Sellerie aufgezählt wurden. Obwohl sie so wenig wie möglich mit Essen zu tun haben wollte, beherrschte es doch ihre Gedanken und verdrängte fast alles andere daraus. Die Ablenkung kam ihr ganz gelegen, besonders, nachdem ihre Mutter auf den Badezimmerfliesen gefunden worden war. Leute, die nicht mehr leben wollten, schluckten Tabletten. Schuldgefühle fraßen die Menschen auf. Gott nahm Menschen zu sich statt Wein. Kurz fröstelte sie, als sie an Tommys vollen Teller dachte, obwohl er das Essen doch gar nicht mehr brauchte. Danach vertiefte sie sich wieder in ein Modemagazin mit mageren Models auf dem Cover. Lieber wollte sie hungrig sein als tot.

Irgendwann kam die Zeit, in der auch die meisten anderen Mädchen anfangen, sich über ihren Körper Gedanken zu machen. Sie fingen an mit Diäten, brachen sie ab, trösteten sich mit Schokolade und begannen von Neuem. Rund

durfte der Körper schon sein, aber eben an den richtigen Stellen. Nur sie blieb klein und zerbrechlich, mit knöchernen Hüften und eingefallenen Wangen. Sie sah die wackelnden Oberschenkel und speckigen Finger der anderen und arbeitete hart daran, in Größe 146 zu passen. Mit ihrer flachen Brust und dem Kurzhaarschnitt wurde sie mittlerweile oft mit einem Jungen verwechselt. Sie ähnelte auch nicht mehr ihrer Mutter. Ihr Gesicht war schmal, die Haut spannte über den Wangenknochen, die Augen scheinbar ängstlich aufgerissen: Sie sah aus wie ein Reh im Scheinwerferlicht. Einen winzigen Moment lang durchzuckte sie die Frage, ob Tommys Augen wohl auch so ausgesehen hatten, als das Auto auf ihn zugerast kam. Doch hätte er es gesehen, hätte er sich nicht von Mamas Hand losgerissen, um den Hund auf der anderen Straßenseite zu tätscheln. Was er nicht mehr geschafft hatte. Hastig versuchte sie, den unangenehmen Gedanken abzuschütteln und kniff sich in die Haut der spindeldürren Arme. Sie bekam jetzt schneller blaue Flecken, wie sie beruhigt feststellte, weil kein polsterndes Fleisch mehr an ihr hing. Als Junge hätte sie wahrscheinlich auch mehr blaue Flecken gehabt, vom Bolzen oder von Wasserschlachten. Aber da hatte ihr der Körper ja einen Strich durch die Rechnung gemacht. Bis jetzt.

Der Körper beschränkt die Menschen, dachte sie, als sie im Badezimmer stand und ihre blauen Flecken im Spiegel betrachtete. Er wird krank, kaputt, alt oder ein Mädchen. Eigentlich hatte sie immer geglaubt, dass Grenzen wie Hindernisse sind und überwunden werden mussten. Aber mittlerweile war sie klüger. Wenn Grenzen überwunden wurden, existierten sie trotzdem weiter. Die Grenzen mussten also aufgelöst werden. Ihr Körper – musste aufgelöst werden. Sie musste wieder unsichtbar werden. Sicher ging das am besten nach altbewährter Strategie, wenn sie noch schmaler wurde, dünn wie eine Bibelenseite. Ihre skelettartigen Finger fuhren den sanften Schwung der Rippen nach. Wasser bläht den Bauch, dachte sie und schüttete das Mundwasser kurzerhand in den gluckenden Ausguss. Damit war alles getan. „Endlich frei!“, hauchte sie mit trockener Zunge. Während sie zusah, wie der Spiegel beschlug und sie sich nicht mehr erkennen konnte, vergaß sie, dass erst die Grenzen den Raum erschaffen, den sie wiederum begrenzen. Und dass erst der Körper das Leben erschafft, dass auch er begrenzt.

Wichtiger Hinweis:
Diese Kurzgeschichte kann verstörend wirken.
Weiterlesen auf eigene Gefahr!

„Für die Gesellschaft sind wir nicht existent“

Über die Stigmatisierung intersexueller Menschen und ihren Umgang damit VON BABETTE MARSCHNER

Im vergangenen Jahr entschied das Bundesverfassungsgericht, dass in Zukunft neben „männlich“ und „weiblich“ ein weiterer positiver Geschlechtseintrag in Pass und Geburtsurkunde möglich sein muss. Positiv bedeutet in diesem Zusammenhang, dass eine dritte Bezeichnung entwickelt wird. Eine Aussage wie „keine Angabe“ wäre nicht ausreichend. Juristisch wurde damit die Existenz von Geschlechtsidentitäten außerhalb der Binari-tät anerkannt. Trotzdem ist unser Alltag weiterhin geprägt von der Einteilung in männlich und weiblich. Bereits vor der Geburt ist die häufigste Frage an werdende Eltern: „Ist es ein Junge oder ein Mädchen?“. Im Sport wird eben-so nach Frauen und Männern getrennt wie bei Kleidung, Toiletten und deutschen Pronomen. Zweigeschlechtlich-keit gilt als Norm und Normalität. Intersexuelle Menschen entsprechen dieser Norm von einer klaren Trennung zwis-chen männlich und weiblich nicht. Ihr Geschlecht ist „im körperlich-biologischen Sinne auf irgendeine Art unein-deutig“ (Zehnder 2010:12). In diesem Essay gehe ich der Frage nach, inwiefern intersexuelle Menschen deshalb ei-ner Stigmatisierung ausgesetzt sind und wie sie mit dieser umgehen.

Normen und Devianz: der theoretische Rahmen

Nach Erving Goffmann ist normal, was von bestimm-ten gegebenen Erwartungen nicht negativ abweicht (Goffmann 1967:6). In Bezug auf die Normen der zwei-geschlechtlich organisierten Gesellschaft ist der Begriff Heteronormativität zentral. Heteronormativität bezeich-net die Norm „zweier körperlich und sozial klar vonei-ander unterschiedener Geschlechter, deren sexuelles Verlangen ausschließlich auf das jeweils andere gerichtet ist“ (Wagenknecht 2007:17). Innerhalb der heteronorma-tiven Ordnung existieren ausschließlich eindeutig weibli-che und eindeutig männliche Individuen. Frauen haben demnach unter anderem eine Klitoris, eine Vulva, Brüste,

zwei X-Chromosomen und identifizieren sich mit dem weiblichen Geschlecht. Männer haben einen Penis und Hoden, Bartwuchs, je ein X- und ein Y-Chromosom und identifizieren sich mit dem männlichen Geschlecht. Da-mit einher gehen bestimmte Verhaltenserwartungen (Go-ffman, Knoblauch and Kothhoff 2001). Von Frauen wird beispielsweise ein größeres Maß an Empathie erwartet, von Männern hingegen Rationalität. Frauen sollen sich sexuell von Männern angezogen fühlen, Männer umge-kehrt von Frauen.

Intersexuelle Menschen entsprechen bereits körper-lich-biologisch der gesellschaftlich institutionalisierten Heteronormativität nicht. Sie haben zum Beispiel zwei X-Chromosomen und einen Penis oder eine Vulva und innenliegende Hoden. Da sie sich nicht klar einer Ge-schlechtskategorie zuordnen lassen, werden sie als devi-ant gekennzeichnet und stigmatisiert. Ein Stigma ist nach Goffman eine negativ wahrgenommene Eigenschaft, die nicht den normativen Erwartungen an eine Person ent-spricht und so zur Diskreditierung der gesamten Person führt. Etwas wird stigmatisiert, weil es „in unerwünschter Weise anders [ist], als wir es antizipiert hatten“ (Goffman 1967:6).

Abweichung als Krankheit: medizinischer Umgang mit Intersexualität

Die Kennzeichnung von Abweichung als Krankheit lässt sich im Fall der Intersexualität beobachten. In West-europa und Nordamerika werden seit den 1950er Jahren viele Intersexuelle durch Operationen und Hormongabe behandelt (Zehnder 2010:145). Das Ziel ist die Anpas-sung an eines der beiden gesellschaftlich akzeptierten Geschlechter. Die Operationen finden häufig bereits im Säuglingsalter statt und werden noch heute in Deutsch-land durchgeführt (Klöppel 2016:60). Ärzt*innen ent-scheiden anhand der Geschlechtsdrüsen, Genitalien oder Chromosomen, welches der beiden akzeptierten



Können wir wirklich nur bis „zwei“ denken?

Foto © sozusagen-Redaktion

Geschlechter das „wahre Geschlecht“ des Kindes sei (Zehnder 2010:130). Uneindeutige Genitalien werden dann verkleinert oder vergrößert, um die weibliche oder männliche Norm zu erfüllen.

Für die Eingriffe liegt meist keine gesundheitliche Begründung vor. Vielmehr gehen die operierenden Ärzt*innen davon aus, dass ein Aufwachsen mit unein-deutigen Genitalien psychologisch problematischer sei als geschlechtsangleichende Operationen im Säuglingsalter (Deutsche Gesellschaft für Urologie 2003:13). Das Ziel der Eingriffe sei die „Wiederherstellung von Normalität im zugewiesenen Geschlecht“ durch normale externe Genitalanatomie, normale sekundäre Geschlechtsmer-kale und normale Sexualfunktion, die unter anderem pe-netrativen Sexualverkehr mit einschließen solle (Thomas 2004:47, eigene Übersetzung). Am Vorgehen und beson-ders an der Begründung der Ärzt*innen lässt sich die Ori-entierung an der heteronormativen Ordnung erkennen. Beispielsweise gilt die Fähigkeit zum penetrativen, hetero-sexuellen Geschlechtsverkehr als Erfolgskriterium. Erwar-tungssicherheit in Bezug auf Zweigeschlechtlichkeit wird erreicht durch die Anpassung intersexueller Körper an die männliche oder weibliche Norm.

Mit der Pathologisierung geht eine Tabuisierung von Intersexualität einher. In Erfahrungsberichten schreiben in-tersexuelle Personen, die Operationen seien begleitet wor-den von der Aufforderung der Ärzt*innen an die Eltern, ihr Kind nicht über die Intersexualität aufzuklären (Chase

1998:193; Selbsthilfegruppe XY-Frauen 2002). Auch den Eltern werden Informationen vorenthalten. So bezeich-nen die behandelnden Ärzt*innen innenliegende Hoden bei einem Kind mit nach außen weiblich erscheinenden Genitalien als „unterentwickelte Gonaden“, verwenden also eine geschlechtsneutrale anstatt der geschlechts-spezifischen Bezeichnung (Zehnder 2010:220 f.). Das Verschweigen gegenüber den betroffenen Kindern be-gründen die Ärzt*innen damit, dass das Kind sonst nicht in der Lage sei, ein normales Leben zu führen. Durch seine Andersartigkeit würde es Diskriminierung ausgesetzt sein. Die Tabuisierung der Intersexualität stabilisiert so die zwei-geschlechtliche Norm und verstärkt die Stigmatisierung intersexueller Menschen.

„Ganz normal“?: Intersexualität in Kindheit und Jugend

Stigmatisierte Personen gehen mit dem Stigma auf verschiedene Arten um. Sie können zum Beispiel versu-chen, es zu verstecken, es als Begründung für Kritik an der Normalität nutzen oder sich zur Unterstützung an andere stigmatisierte Personen wenden. Im Folgenden geht es da-rum, inwiefern intersexuelle Menschen diese drei Mecha-nismen anwenden.

Der Umgang mit Normalität ist ein zentrales Thema in den Erfahrungsberichten intersexueller Menschen. In der Beschreibung der Kindheit wird die scheinbare Normalität



Was sagt ein Grenzwert?

Foto © sozusagen-Redaktion

betont und zugleich hinterfragt. So schreibt Stefan auf der Website der Selbsthilfegruppe für intersexuelle Menschen: „Ich wuchs ‚ganz normal‘ auf – als Mädchen“ (Selbsthilfegruppe Intersexuelle Menschen 2013). Anschließend erklärt Stefan allerdings, er* sie habe sich bei der Kleidung eher an den Jungen orientiert und sei oft für einen Jungen gehalten worden. Andere Intersexuelle berichten, sie seien mit dem Gefühl aufgewachsen, dass mit ihnen etwas nicht stimme oder dass sie anders seien als andere Kinder (Selbsthilfegruppe XY-Frauen 2001; Zehnder 2010:229). So beschreibt Lisa, dass sie seit ihrem ersten Lebensjahr einmal jährlich für Untersuchungen in die Uniklinik musste, da ihr im Säuglingsalter die uneindeutigen Gonaden entfernt worden waren. An diese Untersuchungen und die damit eiergehende Tabuisierung hat sie sehr negative Erinnerungen:

„Dieser Geruch, der mir bereits beim Betreten der Uni in die Nase zog und dann diese sterile Umgebung in der ambulanten Endokrinologie im hintersten Eck mit kaum Licht. Es folgten Untersuchungen, deren Bedeutung mir nicht mitgeteilt wurde [...]. Im Anschluss an diesen Horror ging es dann „zur Belohnung“ immer zur Verwandtschaft. Das wiederholte sich Jahr für Jahr und jedes Jahr wehrte ich mich mehr und zerbrach innerlich Stück für Stück.“ (Selbsthilfegruppe Intersexuelle Menschen 2010)

Die Berichte zeigen, dass intersexuelle Kinder sich stark mit den Normen des ihnen zugeschriebenen Geschlechts vergleichen. Die ärztlichen Untersuchungen unterscheiden ihre Erfahrungen hingegen von denen nicht intersexueller Kinder. Das führt dazu, dass die intersexuellen Kinder sich als nicht normal wahrnehmen. Da ihnen der Grund für die Untersuchungen verschwiegen wird, können sie die Abweichung allerdings nicht benennen. Sie deuten die Abweichung von der Normalität als negativ, was Goffmans Begriff des Stigmas entspricht.

„In anderer Ordnung“: Vom Umgang intersexueller Menschen mit Normalität

Aufgrund der gesellschaftlichen Tabuisierung erfahren intersexuelle Menschen oft erst im späten Jugend- oder Erwachsenenalter ihre tatsächliche Diagnose. Dieses Ereignis erleben viele als befreiend, da die Intersexualität eine Erklärung für das Gefühl des Anders-Seins liefert (Zehnder 2010:250). Für die Veränderung der eigenen Wahrnehmung von Normalität ist besonders der Kontakt zu anderen Intersexuellen entscheidend (Preves 2008:61). Durch die gemeinsamen Erfahrungen entsteht ein „Wir-Gefühl“ und das erfahrene Stigma wird positiv umgedeutet. Stefan beschreibt, er* sie habe durch den Kontakt mit anderen Intersexuellen das „Frau sein müssen“ loslassen und sein*ihr Leben als intersexueller Mensch führen können (Selbsthilfegruppe Intersexuelle Menschen 2013).

Hier zeigt sich der von Goffman beschriebene Mechanismus des Umgangs mit dem Stigma durch den Kontakt zu anderen stigmatisierten Menschen.

Einher mit der Bildung einer Gruppenidentität geht die Abgrenzung von nicht-intersexuellen Menschen, die zum Beispiel als „Normalos“ bezeichnet werden (Zehnder 2010:233). Das Normale wird abgewertet, was wiederum eine Aufwertung des eigenen Anders-Seins bedingt. Damit verbunden sind Vorwürfe gegen die gesellschaftliche Einstellung gegenüber Intersexualität. Eine intersexuelle Person formuliert: „Für den Staat und die Gesellschaft sind wir nicht existent. [...] Aber Fakt ist, dass ich lebe und genau DAS bin!!!“ (zitiert aus Zehnder 2010:227).

Gleichzeitig lässt sich eine Erweiterung der Normalität auf die eigene Intersexualität erkennen. So schreibt Stefan, mit ihm*ihr sei alles in Ordnung, „nur eben in anderer Ordnung“ (Selbsthilfegruppe Intersexuelle Menschen 2013). Lisa erklärt in einem Erfahrungsbericht, sie habe durch das Sprechen über die eigene Intersexualität gelernt, dass diese nichts sei, wofür sie sich schämen müsse. Trotz ihrer Intersexualität bleibe sie „der gleiche Mensch“ (Selbsthilfegruppe Intersexuelle Menschen 2010). Beide Aussagen brechen mit der Tabuisierung und beschreiben Intersexualität als Eigenschaft, die eben nicht in Form eines Stigmas nach Goffman die gesamte Person diskreditiert. So normalisieren die intersexuellen Menschen ihre Intersexualität für sich und ihr Umfeld.

Eingangs habe ich die Frage gestellt, inwiefern intersexuelle Personen einer Stigmatisierung ausgesetzt sind und wie sie mit dieser umgehen. Zusammenfassend ist feststellbar, dass intersexuelle Menschen als deviant gekennzeichnet werden. Die Stigmatisierung erfolgt über die Mechanismen der Pathologisierung und Tabuisierung und führt dazu, dass intersexuelle Menschen sich als nicht-normal wahrnehmen. Eine Umdeutung des Stigmas findet erst durch den Kontakt zu anderen intersexuellen Menschen statt. In diesem Prozess wird das Anders-Sein als Besonderheit aufgewertet und gesellschaftlich institutionalisierte Heteronormativität abgewertet. Gleichzeitig findet eine Umdeutung der Intersexualität als Teil der Normalität statt. Für diese Umdeutung sind intersexuelle Menschen auch mit der Klage vor dem Bundesverfassungsgericht eingetreten. Es bleibt abzuwarten, wie dessen Entscheidung für einen positiven Geschlechtseintrag den gesellschaftlichen und medizinischen Umgang mit Intersexualität verändern wird.

Quellen

Chase, Cheryl. 1998. „Hermaphrodites with Attitude. Mapping the Emergence of Intersex Political Activism.“ GLQ. 1(4 (2)):189–211.

- Goffman, Erving. 1967. *Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving, Hubert Knoblauch, and Helga Kotthoff, editors. 2001. *Campus Studium, Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt am Main: Campus-Verl.
- Klöppel, Ulrike. 2016. *Zur Aktualität kosmetischer Operationen „uneindeutiger“ Genitalien im Kindesalter*. Berlin. Retrieved January 20, 2018 (https://www.gender.hu-berlin.de/de/publikationen/gender-bulletins/bulletin-texte/texte-42/kloepfel-2016_zur-aktualitaet-kosmetischer-genitaloperationen).
- Luhmann, Niklas. ohne Jahr. *Normen*. Bielefeld.
- Preves, Sharon E. 2008. *Intersex and identity: The contested self*. New Brunswick, NJ: Rutgers Univ. Press.
- Selbsthilfegruppe Intersexuelle Menschen. 2010. „Persönliche Geschichten – Lisa.“ Retrieved January 20, 2018 (<http://shg.intersexuelle-menschen.net/geschichten/lisa.php>).
- Selbsthilfegruppe Intersexuelle Menschen. 2013. „Persönliche Geschichten – Stefan.“ Retrieved January 20, 2018 (<http://shg.intersexuelle-menschen.net/geschichten/stefan.php>).
- Selbsthilfegruppe XY-Frauen. 2001. „Persönliche Geschichten – Tascha.“ Retrieved January 20, 2018 (<http://xy-frauen.de/geschichten/tascha.php>).
- Selbsthilfegruppe XY-Frauen. 2002. „Persönliche Geschichten – Katinka.“ Retrieved January 20, 2018 (<http://xy-frauen.de/geschichten/katinka.php>).
2003. *Störungen der sexuellen Differenzierung*. Retrieved January 20, 2018 (http://kastrationsspital.ch/public/DGG-Leitlinie-g_02_07_05_stoerungen_sexuellen_differenzierung.pdf).
- Thomas, D. 2004. „Gender Assignment: background and current controversies.“ *British journal of Urology International* 93(3):47–50.
- Wagenknecht, Peter. 2007. „Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs.“ Pp. 17–34 in *Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung, vol. 10, Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*, edited by J. Hartmann and B. Fritzsche. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Zehnder, Kathrin. 2010. *Zwitter beim Namen nennen: Intersexualität zwischen Pathologie, Selbstbestimmung und weiblicher Erfahrung*. Bielefeld: Transcript.

Über die Autorin: „Ich studiere Soziologie und Politikwissenschaft im 2. Semester und engagiere mich neben dem Studium in der politischen Bildungsarbeit. Besonders interessiere ich mich für Geschlechtersoziologie sowie die globalen Zusammenhänge innerhalb unseres Wirtschafts- und Gesellschaftssystems. Spannend finde ich soziologische Fragestellungen, die Diskriminierung thematisieren und Menschen in den Vordergrund stellen, die sonst selten gehört werden.“

Wo ist das?

**Nein, wir haben nichts verloren, aber wir dachten uns:
Wir lassen Euch trotzdem suchen. Wer findet die auf den Fotos
abgebildeten architektonischen Meisterwerke dieser Uni?**

Falls Ihr glaubt, den Standort der Motive gefunden zu haben, kreuzt diesen zunächst auf der Karte an. Wenn Ihr alle Fotomotive gefunden habt, macht Ihr ein Foto von dieser Seite, oder scannt sie ein, sodass alle Eure Antworten sichtbar sind. Sendet dies bis zum **30. November 2018** per Mail mit dem Betreff „Wo ist das?“ an sozusagen@uni-bielefeld.de. Unter den Einsendungen, bei denen alle Motive korrekt verortet sind, verlosen wir Anfang Dezember einen kleinen Preis. Ob Ihr gewonnen habt und wo Ihr den Preis abholen könnt, teilen wir Euch per Mail mit. Teilnehmen dürfen ausschließlich Studierende der Uni Bielefeld, die nicht Teil der **sozusagen**-Redaktion sind oder waren. Mehrfacheinsendungen der gleichen Person werden nicht berücksichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Viel Spaß und Erfolg beim Erkunden des Universitätsgeländes wünscht Euch
Eure **sozusagen**-Redaktion!

Karte © OpenStreetMap-Mitwirkende
Fotos © sozusagen-Redaktion



Wie konnte das passieren?

Wie Medien sexualisierte Gewalterfahrungen von Männern rechtfertigen

VON SARAH VOIGT UND REBECCA KNECHT

Seit Oktober 2017 stehen #metoo und sexuelle Übergriffe im medialen Fokus und werden weiterhin, wenn auch in abgeschwächter Form, thematisiert. Im Zuge der starken Präsenz sexueller Gewalterfahrung von Frauen fällt auf, dass über Gewalt an Männern nur in geringem Maße berichtet wird. Mit dem Medienprojekt *Gender Equality Media* sind wir der Frage nachgegangen, inwiefern von sexualisierter Gewalt betroffene Männer in großen deutschen Publikationen auftauchen. Grundlage bildeten Artikel der drei auflagenstärksten überregionalen (BILD, FAZ, Süddeutsche), sowie regionalen Tageszeitungen (Rheinische Post, Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Südwestpresse) und Nachrichtenmagazine (Spiegel, Focus, Stern). Die Artikel wurden im Hinblick auf Bezeichnungen für Taten, Täter*innen und Opfer ausgewertet (Voigt und Knecht 2018). Für dieses Essay untersuchen wir, wie Körperlichkeit und Sexualität in diesen Artikeln dargestellt und kontextualisiert werden. Dabei gehen wir vor allem auf die Darstellung von Opfern und Tätern als Vertreter untergeordneter und marginalisierter Männlichkeitstypen ein. Eine ausführlichere Diskussion der Thematisierung von Täterinnen sowie von Strategien zum Umgang mit sexualisierter Gewalt war in diesem Beitrag aus Platzgründen leider nicht möglich.

Als theoretische Grundlage, aus deren Perspektive die Artikel analysiert werden sollen, wird die hierarchische Ordnung von Männlichkeiten nach Connell verwendet – insbesondere die Konzepte der hegemonialen und marginalisierten Männlichkeit. In *Der Gemachte Mann* stellte Connell (zuerst in den 1990ern) fest, dass Männlichkeit ein nicht auf alle Männer anwendbarer Idealtypus ist, sondern verschiedene, zueinander in Beziehung stehende Formen von Männlichkeit gemeinsam eine bestimmte gesellschaftliche Machtverteilung (re)produzieren und rechtfertigen. Diese Formen der Männlichkeit sind unabhängig von der körperlichen Erscheinung oder einer Identifikation der Personen mit einer männlichen Geschlechterrolle. Dabei bezeichnet sie die Vorstellung,

wie Männer idealerweise zu sein haben, als hegemoniale Männlichkeit. Was genau dieses Ideal ausmacht, variiert je nach Kontext. Grundlegende Funktion der hegemonialen Männlichkeit für die Geschlechterordnung ist die Rechtfertigung, warum Männer in einer Gesellschaft (überproportional viel) Macht besitzen (Connell 2006: 98). Dem gegenüber stehen in jeder Gesellschaft andere Formen von Männlichkeit: untergeordnete Männlichkeiten, denen legitime Maskulinität abgesprochen wird, weil sie das verkörpern, was „die patriarchale Ideologie aus der hegemonialen Männlichkeit ausschließt“ (Connell 2006: 99). Dazwischen findet sich die Position der Komplizenhaften Männlichkeit, welche von der Legitimation der Machtverteilung durch das hegemoniale Ideal profitiert (Connell 2006: 100).

Neben der Beziehung zwischen Dominanz, Komplizenhaftigkeit und Unterordnung macht Connell eine weitere Beziehung zwischen verschiedenen Männlichkeitsformen fest: Marginalisierung. Darunter versteht sie alle Formen der Männlichkeit, die durch ihre Verbindung mit einer schwachen Position in anderen gesellschaftlichen Machtverhältnissen – beispielsweise Klasse oder Nationalität – an den Rand gedrängt werden. Vertreter dieser Männlichkeiten können gesellschaftliche Vorbildfunktion erfüllen und dadurch z.B. Gruppen in ihrer Darstellung hegemonialer Männlichkeit ermächtigen (Connells Beispiel sind schwarze Spitzensportler). Diese Vorbildfunktion wird allerdings nicht als positive Grundannahme auf andere Mitglieder dieser gesellschaftlichen Gruppe übertragen (Connell 2006: 101-102). Für unsere Analyse sind vor allem die Mechanismen der Marginalisierung und Unterordnung interessant. Wie wir im Folgenden zeigen, stellen die untersuchten Artikel sowohl das Opfer-Werden als auch das Täter-Werden als eine Abweichung von der idealen Art, ein Mann zu sein, dar. Erklärt wird dies, so unsere These, jeweils mit der Zuschreibung von Attributen, die eine marginalisierte oder untergeordnete Männlichkeit nahelegen.



Grafik © Rebecca Knecht

Wie kann das sein? Erklärungsmuster für das Opfer-Werden

Die analysierten Artikel liefern zahlreiche Beispiele für Berichterstattungen, in denen Männer als wehrlos, in Connells Sinne als untergeordnet, dargestellt wurden, um den sonst undenkbaren Übergriff zu rechtfertigen. Wie Connell feststellt, sind Schwäche und „symbolische Nähe zum Weiblichen“ die kennzeichnenden Merkmale untergeordneter Männlichkeit (Connell 2006: 100). Besonders Ersteres lässt sich aus den untersuchten Berichten leicht ablesen: So berichtete der Spiegel (2017b) über die Vergewaltigung eines Patienten durch einen Pfleger. Ein ähnlicher Bericht über die Vergewaltigung eines Mannes in Greifswald fand sich im Focus (2017b). In beiden Artikeln wird betont, dass es zu keiner Vergewaltigung der Männer gekommen wäre, wenn diese nicht betäubt worden wären. Im Falle des Artikels der Südwest Presse (Mayer 2018), welcher sich mit Gewalt im Gefängniscontext beschäftigt, und in einem Beitrag der Bild (2017) über einen 1,83m Männer-Vergewaltiger, stehen das Kräfteungleichgewicht zwischen Täter und Opfer im Fokus. Der Spiegel (2017a) beschreibt von Kevin Spacey am Set von „House of Cards“ belästigte Mitarbeiter als „am unteren Ende der Nahrungskette“ stehend. Alle genannten Artikel haben gemeinsam, dass die Hilflosigkeit und Schwäche der Opfer in den Mittelpunkt gestellt wird, um so ein Erklärungsmuster zu liefern, warum es zu den Übergriffen kam.

Weniger eindeutig ist die Beziehung der Opfer-Männlichkeit zur Weiblichkeit, welche ein häufig mit Schwulen assoziiertes Merkmal darstellt – schwule Männlichkeit ist in Connells Typologie das Paradebeispiel für Unterordnung. Die analysierten Beiträge über Opfer weisen diese Verknüpfung von Weiblichkeit und/oder Homosexualität

mit einem Ausschluss von ‚richtiger‘ Männlichkeit nicht eindeutig auf, hingegen konnte bei der Analyse der Täterdarstellung eine gewisse abweichende Artikulation von Geschlecht oder homosexuelles Begehren mitunter sogar eher als potentiell gefährlich festgestellt werden. Wir gehen davon aus, dass es sich dabei um eine kulturelle Verschiebung dessen handeln kann, was als männlich/unmännlich akzeptiert ist: Connells Konzept war in seiner frühen Form so formuliert, dass wandelnder gesellschaftlicher Kontext zu Änderungen der den unterschiedlichen Männlichkeitstypen zugeschriebenen Eigenschaften führen kann. So wurde bereits 2005 Kritik am Männlichkeitsmodell bezüglich des Statuswandels homosexueller Männlichkeiten laut. Durch zunehmende Sichtbarkeit schwuler Lebensweisen sei es für heterosexuelle Männer möglich geworden, sich „hybride Konfigurationen von Geschlechterpraktiken“ (Connell und Messerschmidt 2005: 845) anzueignen. Dass sich in unserem Datenmaterial eine Werteververschiebung auch für die Männlichkeit von gleichgeschlechtlich begehrenden Männern ausmachen lässt, zeigen wir im folgenden Abschnitt.

Wer war das? Erklärungsmuster für das Täter-Werden

Während Opfer relativ durchgängig als hilflos und schwach dargestellt werden, ist die Bandbreite der Erklärungsansätze für Aggressoren etwas breiter. (Da primär Männlichkeitskonstruktionen betrachtet werden sollen, ist in diesem Abschnitt nur von Tätern die Rede.) Gemeinsam ist den Schilderungen ein latenter Bezug zu Gruppen mit ambivalentem gesellschaftlichem Status, sodass hier eine Verbindung zu Connells marginalisierten Männlichkeiten besteht. Als Hintergründe der Täter werden etwa Krimi-

nalität und Drogenschmuggel (Focus 2017a) oder muslimische Religionszugehörigkeit und ausländische Nationalität (Rheinische Post 2018a) hervorgehoben. Besonders auffällig aber sind Bezugnahmen auf nicht-heterosexuelle Sexualität und ‚abweichendes‘ geschlechtliches Auftreten.

Sowohl der Stern (2018), als auch die Rheinische Post (2018b) berichten über Belästigungsvorwürfe gegen die Fotografen Testino und Weber. Neben detaillierten Schilderungen der Übergriffe wird die Aussage Testinos gegenüber Betroffenen: „Ich bin das Mädchen und du der Junge“ hervorgehoben. Unterschwellige Implikation scheint der Beitrag von Testinos Geschlechtsidentität zu seinem Verhalten zu sein. Ähnliche Bezüge finden sich auch in anderen Artikeln: 2017 thematisierte die Südwestpresse Belästigungsvorwürfe gegen verschiedene Hollywood-Persönlichkeiten, insbesondere Übergriffe von Kevin Spacey gegenüber dem zum Tatzeitpunkt 14-jährigen Anthony Rapp. Auch hier ist die Verbindung von Homosexualität, Übergriffigkeit gegenüber Minderjährigen und sexueller Belästigung zentral. Implizit greift der Artikel damit möglicherweise auf weit verbreitete Denkmuster zurück, dass Schwule leicht zu Tätern gegenüber Kindern werden (Murray 2009:65). Der Verdacht liegt insbesondere nahe, da der Artikel über das Outing von Spacey als schwul im Zuge von Rapp’s Vorwürfen berichtet, aber nicht die kritische Verbindung dieser beiden Ereignisse thematisiert. Ähnliches gilt für den bereits zitierten Spiegel-Artikel (2017a). Auch im angesprochenen Artikel über die Vergewaltigung in Greifswald (Focus Online 27.11.2017) wird als Täterbeschreibung die Kombination aus Bart und feminin geschminktem Gesicht genannt.

Alle diese Fälle zeigen ein variierendes Spektrum von Unbehagen mit unkonventioneller Geschlechtsdarstellung und Sexualität. Ist das genug, um zu dem Schluss zu gelangen, dass die dargestellten Männlichkeiten als marginalisiert eingeordnet werden? Laut Connell ist es charakteristisch für die Darstellung marginalisierter Männlichkeiten, dass sie eine symbolische Bedeutung für die Konstruktion hierarchisch höher angesiedelter Gruppen haben. Dies ist möglich, indem Vertreter derselben Gruppe sowohl als „Musterbeispiele“ für Männlichkeit als auch als Bedrohung dargestellt werden. Besonders leicht lässt sich diese Ambivalenz am Beispiel der Artikel illustrieren, die prominente Täter zum Thema haben: Einerseits lassen sie kaum eine Gelegenheit aus, Erfolg und Bekanntheit der Täter zu thematisieren; ihr bestimmtes Auftreten, Kontrolle über eine Situation, etc. scheinen fast unvermeidbare Voraussetzungen für den Erfolg zu sein. Andererseits macht sie eben dieses Auftreten, kombiniert mit ihrer Sexualität, zum Problem.

Sexuelle Gewalt als Krise akzeptabler Männlichkeit?

An vielen dieser Beispiele lässt sich ausmachen, dass sexualisierte Gewalterfahrungen von Männern in auflagenstarken deutschen Zeitungen als Problem einer bestimmten Art, Männlichkeit zu leben, verhandelt werden. Wir vertreten die These, dass, wenn über sexualisierte Gewalt an Männern berichtet wird, auf Opferseite vor allem deren Hilflosigkeit betont wird. Täter werden hingegen nicht nur als aggressiv und übergriffig dargestellt, sondern auch ihre Motive werden verzerrt und publikumswirksam dargestellt. In beiden Fällen wird ein falscher Umgang mit Männlichkeit problematisiert. Das implizite Ideal, souverän sowohl mit der eigenen als auch mit der fremden Sexualität umzugehen, ohne übergriffig zu werden, wird dabei verletzt. Gesellschaftliche Strukturen, die Machtunterschiede produzieren und Einzelpersonen ein Ausnutzen der Strukturen erlauben, geraten somit in den Hintergrund. Theoretische Erklärung für dieses Phänomen kann die hierarchische Ordnung von Männlichkeiten nach Connell liefern, insbesondere, wenn beide oben identifizierten Typen von Männlichkeit als Vertreter der untergeordneten und marginalisierten Männlichkeiten verstanden werden. Durch ihren als defizitär dargestellten Charakter stützen beide implizit das hegemoniale Ideal.

Der Blick auf Gewalt und Übergriffe zulassende Strukturen tritt in vielen Fällen in den Hintergrund. Anhand der betrachteten Artikel wird dennoch deutlich, dass die Problematisierung dieser Strukturen an Einfluss gewinnt – etwa durch #metoo, das den Kontext für einige der untersuchten Artikel bildet. Ohne breite gesellschaftliche Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt wären diese vielleicht nicht, oder wesentlich weniger, bekannt geworden. Zwei Artikel der Süddeutschen Zeitung gehen darüber hinaus auf politische und institutionelle Ansätze zum Umgang mit sexualisierter Gewalt und Beziehungsgewalt gegen Männer ein. Dies gibt Anlass zu der Hoffnung, dass eine kritische Auseinandersetzung mit dem Phänomen und seinen Ursachen medial und gesellschaftlich weiter ausgebaut wird.

Quellen

- Bild.de. 2017. „Opfer mit Messer bedroht und missbraucht: Polizei fasst Männer-Vergewaltiger: Der 34-Jährige hatte weitere Taten angekündigt.“ October 23. Retrieved February 12, 2018.
- Connell, R., & Messerschmidt, J. 2005. Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept. *Gender and Society*, 19(6), 829-859.
- Connell, R. W. 2006. *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 3rd ed. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- FOCUS Online. 2017a. „Kriminalität: Anklage wegen brutaler Misshandlung eines Drogenschmugglers.“ November 20. Retrieved February 10, 2018.
- FOCUS Online. 2017b. „Kriminalität: Polizei ermittelt wegen Vergewaltigung in Greifswald.“ November 27. Retrieved February 10, 2018.
- Hans-Uli Mayer. 2018. „Gericht – Misshandlungen in U-Haft: „Ich schäme mich brutal!““ *Südwest Presse Online*, January 24. Retrieved February 8, 2018.
- Murray, David A.B. 2009. *Homophobias: Lust and Loathing Across Time and Space*. Durham: Duke University Press.
- Rheinische Post Online. 2018a. „Duisburg: Chef ordnete brutale Strafe an.“ January 6. Retrieved February 8, 2018.
- Rheinische Post Online. 2018b. „Sexuelle Belästigung: Männer erheben schwere Vorwürfe gegen Star-Fotografen.“ January 14. Retrieved February 8, 2018.
- Spiegel Online. 2017a. „Vergiftete Atmosphäre“ am Set – Mitarbeiter von „House of Cards“ erheben Vorwürfe gegen Kevin Spacey.“ November 3. Retrieved February 12, 2018.
- Spiegel Online. 2017b. „Uniklinik Aachen: Pfleger soll Patient vergewaltigt haben.“ February 16. Retrieved February 12, 2018.
- STERN.de. 2018. „Mario Testino – Schwere Vorwürfe gegen Promi-Fotografen: „Er ist ein Triebtäter.““ January 14. Retrieved February 9, 2018.

- Süddeutsche Zeitung. 2017. „CSU fordert Hilfe für bedrängte Männer.“ November 24. Retrieved February 12, 2018.
- Südwest Presse Online. 2017. „Hoffman, Ratner, Spacey: Sex-Vorwürfe wirbeln Hollywood auf.“ November 3. Retrieved February 8, 2018.
- Voigt, Sarah, and Knecht, Rebecca. 2018. „Medien, wir müssen reden. Über Sexualisierte Gewalt gegen Männer: Mediascreening zu „Sexuelle Gewalterfahrungen von Männern.““ Retrieved June 24, 2018.

Über die Autorinnen: Rebecca Knecht ist Doktorantin an der Bielefeld Graduate School in History and Sociology und Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Hochschule Rhein-Waal im Studiengang Gender and Diversity. Sarah Voigt studierte Soziologie mit Schwerpunkt auf Datenanalyse und Geschlechterforschung und arbeitet jetzt in der Marktforschung. Die Autorinnen lernten sich beim Medienprojekt und Verein Gender Equality Media kennen und arbeiten gemeinsam an Analysenprojekten, wie dem im Text genannten Screening zur Berichterstattung von Gewalt an Männern in den Medien, und dem durch das Projekt herausgebrachten Podcast GEMsession.

Reaktionen auf unseren Call for Papers

Lieber anonymen Mensch,

danke für Deine Kritik. Wir möchten Dir gerne darauf antworten: Beim Lesen des Kommentars stellte sich uns die Frage, wie Du darauf kommst, dass es sich bei dieser Darstellung um ein heteronormes Paar handelt. Aus der Abbildung selbst geht weder das Geschlecht, noch das Verhältnis der Personen zueinander hervor.

Zur Aufklärung: Bei den Dargestellten handelt es sich weder um einen Mann und eine Frau, noch um ein Liebespaar. Manchmal lohnen sich ein weiterer Blick und eine Prise weniger Vorurteile vielleicht doch.

Mit freundlichen Grüßen
Deine **sozusagen**-Redaktion



Mein Autopoesiealbum

Diana Lengersdorf

Studium / aktuelle Stelle: Professur für Geschlechtersoziologie

Forschungs- und Interessenschwerpunkte: Geschlechtersoziologie, insb. Männlichkeitenforschung und geschlechtliche Arbeitsteilung, Arbeits- und Organisationssoziologie, Science & Technology Studies, insb. Soziologie des Materials, Praxistheorie, Soziologien sozialer Praktiken

Als Kind wollte ich sein wie ... Sissi: rebellisch und mit langen Haaren

Meine Lieblingsband ... Eine Lieblingsband habe ich nicht, aber ein Lieblingsband: Washi Tape. Das Tape ist unglaublich vielseitig, klebt grandios auf allen Oberflächen und ist schön bunt.

Im Kino habe ich zuletzt gesehen ... Star Wars. Die Reihe ist für mich eine Verbindung in meine Kindheit und wenn ich ins Kino gehe, dann um die Soundanlage und die Riesenleinwand zu genießen.

Was ich gut kann ... Aufmerksam sein.

Mich nerven Studierende, wenn sie ... nicht genervt sind. Es gibt so viele Konzepte und Theorien in der Soziologie, die wirklich nerven! Sie sind schwer verständlich oder argumentativ in Texten schlecht vorbereitet, sie decken sich nicht mit Alltagserfahrungen oder sind schwer in eine empirische Forschung zu übersetzen. Es gibt auch Theorien die nerven, weil sie sexistisch oder rassistisch sind. Da könnten wir uns alle zusammen wirklich mal mehr drüber aufregen!

An Soziologie besonders interessant ist ... dass sie es vermag Alltagserfahrungen, alltägliche Selbstverständlichkeiten und Gewohnheiten offenzulegen. Sie öffnet in einem sehr engen Sinne die Augen, indem der Blick auf Phänomene gerichtet wird, die im Alltag verborgen, verschleiert sind oder einfach auch nur wie geschmiert ablaufen.

Diese Person bewundere ich ... Ich bewundere Personen, die dranbleiben.

Ich nehme mir gerne Zeit für ... Serien-gucken. Da bin ich sehr gut drin. Habe es aber auch von Kleinauf geübt. Als Kind z.B. mit „Die Waltons“ oder „Unsere kleine Farm“, dann „Magnum“ und „Traumschiff“, später „The Crown“ und „Dirk Gently's Holistic Detective Agency“.

In Bielefeld muss mensch unbedingt ... den Kuchen im Bauernhaus-Museum gegessen haben.

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am Liebsten an ... die gemeinsamen Diskussionen nach den Seminaren. Oft saßen wir noch länger in Aachen vor dem Soziologie-Gebäude und haben uns weiter gestritten. Gut hörbar auch für das „Mehr“ an Technikwissenschaftler*innen. Damals kam mir schon die Idee, dass Soziologie die schönste aller Wissenschaften ist.

Am meisten bin ich stolz auf ... die Möglichkeit für den Rest meines beruflichen Lebens forschen und lehren zu können. Diese Freiheit errungen zu haben, bedeutet mir sehr viel.

Das sollte es öfters geben ... Spaß! Vielleicht liegt es auch daran, dass ich Rheinländerin bin. Aber sich selbst nicht zu ernst nehmen, den Scherz mit anderen zu suchen, Freude auch sichtbar zu empfinden davon kann es nicht genug geben.



Foto: Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie

Am Forschen gefällt mir ... Einfach alles: sich Erkenntnisse abzuholen, sich interpretierend Daten um die Ohren hauen, das Vertrauen von Interviewpartner*innen zu gewinnen, Ergebnisse in Artikeln festzuhalten, mit Kolleg*innen auf Konferenzen die eigenen Überlegungen zu diskutieren ...

Am Lehren gefällt mir ... zu erleben, wie der Funke überspringt und Soziologie erfahrbar wird.

Meine Empfehlung an Erstsemester ist ... sich nicht aus der Ruhe bringen lassen.

Die bedeutendste Persönlichkeit der Soziologie ist ... vor allem diejenige, der Bedeutung zugeschrieben wird und werden kann. Wir sollten uns immer im Klaren darüber sein, dass Praktiken des Zur-Bedeutung-Bringens auch mit Macht- und Herrschaftspraktiken verbunden sind.

Soziologie ist ... die schönste aller Wissenschaften.

Meine erste Liebe war ... Süßigkeiten. Leider haben meine Eltern den Süßigkeiten-Strom kontrolliert, aber es gab immer Wege...

Mein Lieblingszitat ... „Ich reiße mir eine Wimper aus und steche dich damit tot“ (Josef Winkler u.a. 2008). Dies ist ein literarisches Zitat, das mich in seiner Wildheit und seinem Irritationspotenzial sehr berührt.

Ich stoße an meine Grenzen, wenn ... ich einmal mehr zu viel auf einmal machen möchte. Ich würde mich gerne multiplizieren oder doppelt materialisieren können, um all die spannenden Dinge zu tun, die sich mir bieten.

Eine erste Erfahrung mit der Arbeitswelt ... Meine Energie war schier grenzenlos nach dem Studium und ich habe zu Beginn meiner beruflichen Tätigkeit ein Feld gefunden, wo diese Energie ein gutes Ventil gefunden hat.

Es macht mich wütend, wenn ... Menschen nicht achtsam miteinander sind.

Eine gute Tat, an die ich mich gerne zurückerinnere ... Wenn ich nach einem langen Tag nach Hause komme und es ist lecker gekocht. Ich brauche mich nur noch an den Tisch setzen und losfuttern

Ich finde es ungerecht, dass ... Bildung(saufstieg) immer noch eine Frage der Herkunft ist.

Studierendenproteste sind ... zentrale gesellschaftliche Ressourcen, um Utopien entwickeln zu können.

Revolution ist ... für mich theoretisch nicht denkbar. Soziale Entwicklungen sind nicht linear und auch nicht immer als ein Fortschreiten zu denken, sodass ich radikale gesellschaftliche Umbrüche auch nicht denken kann. Die Routinen – das Kleinklein – des Alltags sind viel zu mächtig...

Ich würde niemals ... auf eine gute Torte verzichten wollen.

Ich kann nicht so gut ... geduldig sein.

Auf eine einsame Insel würde ich die folgende drei Sachen mitnehmen ... WLAN, Tablet und Kreditkarte

Mit dem Thema „Körper · Sexualität · Liebe“ verbinde ich ... Soziologische Themenfelder

Der körperbehinderte Mann – asexuell und geschlechtslos?

VON SASCHA DRESING

„Geht da auch was?“ Mit der Frage hatte ich gerechnet. „Nein, ich glaube nicht. Du weißt doch, als Mensch mit Behinderung bin ich eher der ‚beste schwule Freund‘, mit dem man über alles reden kann.“ (Krauthausen 2013: 113)

Das antwortet Raul Aguayo-Krauthausen, der mit der Glasknochenkrankheit zur Welt kam und u.a. zur Fortbewegung auf einen Rollstuhl angewiesen ist, nachdem ein Freund ihn fragte, ob er eine sexuelle Beziehung zu einer Freundin habe. Anscheinend hat Krauthausen bisher die Erfahrung gemacht, dass er als Sexualpartner nicht gefragt ist, möglicherweise nicht einmal in Erwägung gezogen wird. Dass er in diesem Zusammenhang davon spricht, diese Erfahrung als „Mensch mit Behinderung“ gemacht zu haben, macht deutlich, dass er davon ausgeht, dass seine Beeinträchtigung hierbei eine Rolle spielt. Das bedeutet, dass es sich vermutlich anders verhalten würde, wenn die Beeinträchtigung nicht vorläge. Ich stelle die These auf, dass sich die Erfahrung von Krauthausen verallgemeinern lässt, also dass auch andere beeinträchtigte Männer davon betroffen sind. Wenn es sich so verhält, bedarf dies einer Erklärung.

Natürlich könnte mensch argumentieren, dass es doch ganz selbstverständlich sei, dass bestimmte Beeinträchtigungen den Zugang zur Sexualität erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen (z.B. eine Beeinträchtigung der Potenz). Solche „technischen Schwierigkeiten“ sind aber nicht der einzige Grund, so meine These, warum sich für Männer mit Beeinträchtigung der Zugang zur Sexualität schwieriger gestaltet, d.h. warum es für behinderte Männer schwieriger ist, eine*n Sexualpartner*in zu finden als für den Rest der männlichen Bevölkerung. Schließlich hängt eine solche „Problemdiagnose“ an einem sehr engen Begriff von Sexualität. Zudem würde dies nur die Probleme eines Teiles derer, die in der Gesellschaft als „schwerbehindert“ gelten, erklären, denn diese Gruppe ist höchst heterogen. Zumal in dem eingangs erwähnten

Beispiel ja angedeutet wird, dass intime Beziehungen bei vorliegender Beeinträchtigung häufig von vornherein ausgeschlossen werden. Mensch ist also als beeinträchtigter Mann schon als potenzieller Sexualpartner „abgeschrieben“, bevor sich „technische“ Fragen der Durchführbarkeit bestimmter Praktiken o.ä. überhaupt stellen. Und zwar, so möchte ich behaupten, ist dies häufig unabhängig von Art und Schweregrad der Beeinträchtigung der Fall.

Wenn es sich aber so verhält, kann dies dementsprechend kein rein medizinisches oder physiologisches Problem sein, sondern hängt vielmehr mit der Art und Weise zusammen, wie Körper, Sexualität und Behinderung in dieser Gesellschaft thematisiert, normiert und konstruiert werden. Eine wesentliche Rolle spielen hierbei geschlechtsspezifische Rollenerwartungen.

Vom Behindert-sein und Behindert-werden

Pädagogik und Medizin versuchen die Benachteiligungen, die sich aus körperlichen Beeinträchtigungen ergeben, durch eine Beseitigung oder Minderung der Beeinträchtigung zu überwinden (Waldschmidt 2007: 10). Eine gänzlich andere Perspektive auf Beeinträchtigung nehmen Disziplinen wie die Soziologie der Behinderung oder die transdisziplinären Disability Studies ein. Sie betrachten Behinderung als einen sozialen Prozess (Köbsell 2010: 19). Die Disability Studies unterscheiden zwischen funktionaler Beeinträchtigung als solcher (*impairment*) und der daraus entstandenen Benachteiligung (*disability*) (ebd.). Die analytische und begriffliche Trennung soll dabei verdeutlichen, dass *disability* keine zwingende Folge von *impairment* ist, vielmehr handelt es sich bei der Gleichsetzung von *impairment* und *disability*, wie sie das medizinische Modell vornimmt, um eine soziale Konstruktion.

Eine Beeinträchtigung wird somit erst unter bestimmten strukturellen Bedingungen zur Behinderung (ebd.). Die emanzipatorische Behindertenbewegung fasst diesen Gedanken griffig in dem Slogan „Behindert ist man nicht, behindert wird man“ zusammen. Dies gilt gewissermaßen

in einem doppelten Sinne; einerseits in dem technischen Sinn (z.B. durch bauliche Barrieren) und andererseits in einem weiter gefassten, poststrukturalistischen Sinn, dass durch Sprache Realität geschaffen und Wahrnehmung beeinflusst wird. Im Folgenden werde ich zeigen, dass eine Behinderung in diesem Sinne des sozialen Modells auch beim Zugang beeinträchtigter Männer zur Sexualität eine Rolle spielt.

Behinderung durch Geschlechterbilder

Wenn Hierarchien bzw. Inklusion und Exklusion anhand binärer Kategorien vollzogen bzw. gefestigt werden, also nach dem Entweder-oder-Prinzip, so kann es zu Diskrepanzen kommen. Dies ist z.B. der Fall, wenn jemand einerseits männlich, also in patriarchalen Gesellschaften zum „starken“ Geschlecht zugehörig, und andererseits behindert, also in einer ableistischen Gesellschaft zur negativen Kategorie gezählt wird. (Die gesellschaftliche Abwertung und Benachteiligung beeinträchtigter Menschen wird auch als Ableism bezeichnet, welches sich vom Englischen „to be able“ ableitet.)

Im direkten Vergleich der jeweils mit (Nicht-)Behinderung und Geschlecht verbundenen Zuschreibungen fällt auf, dass typisch männliche Eigenschaften für gewöhnlich mit Nichtbehinderung assoziiert werden.

männlich	behindert
Stark	Schwach
Aktiv	Passiv
Unabhängig	Abhängig
Selbständig	Unselbständig
Mutig	Hilfsbedürftig
Potent	Kindlich
Rational	Machtlos
Attraktiv	Unattraktiv

(Köbsell 2010: 23)

Daher stelle ich die These auf, dass sich die scheinbare Natürlichkeit von (Nicht-) Behinderung und Geschlecht dort dekonstruieren lässt, wo sich beide Kategorien überschneiden und den an Behinderung und an ein bestimmtes Geschlecht geknüpften Erwartungen widersprechen. Hierin sehe ich eine der Ursachen für die Entsexualisierung behinderter Männer. Behinderten Menschen wird häufig sowohl ein spezifisches Geschlecht und demzufolge auch eine eigene Sexualität abgesprochen. Heike Raab

belegt diese Tatsache folgendermaßen: „Es gibt Toiletten für Männer und Frauen sowie eine asexuelle und age-schlechtliche Toilette – nämlich die Behindertentoilette.“ (2007:140).

Auf diese Weise werden bestehende Geschlechternormen stabilisiert, da behinderte Männer durch ihre diversen Beeinträchtigungen häufig nicht oder nur bedingt in der Lage sind, diesen Normen zu entsprechen und diese somit schon durch ihre bloße Anwesenheit infrage stellen.

Hegemoniale Männlichkeitsdiskurse werden somit durch behinderte Männer infrage gestellt, da der Behinderungsbegriff dadurch gekennzeichnet ist, dass ein nicht oder unzureichendes Erfüllen geschlechtsspezifischer Rollenerwartungen konstatiert wird. So resümiert Raab, dass „die Situation von Menschen mit Handicap [...] von der Unmöglichkeit der Möglichkeit Geschlecht und Sexualität zu zitieren [gekennzeichnet]“ ist (ebd.), d. h., dass das im queeren Kontext übliche Spielen mit oder Überschreiten von Geschlechterrollen für behinderte Menschen schwierig bis unmöglich ist, da man, um eine Kategorie überschreiten zu können, zunächst einmal einer solchen zugeordnet werden muss.

Behinderte Männer stellen somit eine Bedrohung des hegemonialen Männlichkeitsideals dar, da ihnen einerseits das Geschlecht „männlich“ zugesprochen wird, sie aber andererseits die mit diesem Attribut verknüpften Eigenschaften nicht oder nur teilweise aufweisen. Wenn also Männlichkeit und Behinderung weiterhin die von Köbsell aufgestellten Bedeutungen zugeschrieben bekommen, ist es folgerichtig, dass behinderte Männer, wenn überhaupt, erst in zweiter Linie als Männer und in erster Linie als Behinderte wahrgenommen werden. Somit werden hegemoniale Männlichkeitsideale durch die Entsexualisierung behinderter Männer stabilisiert.

Die Behinderung der Sexualität durch Körperbilder

Wie bereits ausgeführt, gilt Beeinträchtigung im hegemonialen medizinischen Diskurs (hegemonial insofern, als eine solche Betrachtungsweise den gegenwärtigen medizinischen Diskurs um Beeinträchtigung dominiert) als ein zu behebender Makel, wobei sich ähnlicher Argumentationsmuster bedient wird, wie bei der Legitimierung plastisch-chirurgischer Eingriffe bei sich als unattraktiv empfindenden, nichtbehinderten Menschen (vgl. Raab 2010: 86). Die Behebung oder Linderung einer Beeinträchtigung wird, ebenso wie ein gelungener ästhetischer Eingriff, mit individuellem Lebensglück, Wohlbefinden etc. assoziiert (ebd.).



Foto © sozusagen-Redaktion

Betroffene heterosexuelle Männer sagen etwa von sich, sie seien „nicht der Typ auf den Frauen stehen“ (Vermaldi 2010: 4). Viele Betroffene berichten zudem über Minderwertigkeitsgefühle aufgrund von Unattraktivität (ebd.). Hierbei spielen auch durch Medien und durch andere Institutionen vermittelte Körperbilder eine Rolle (Vermaldi 2010: 6). Es wird der Eindruck vermittelt, als seien attraktive Körper allgegenwärtig und universell verfügbar. Auf diese Weise entsteht zum einen eine entsprechende Anspruchshaltung und zum anderen auch ein individueller Druck, die Ansprüche zu erfüllen, die der zunehmenden Bedeutung von physischer Attraktivität bzw. des Aussehens und von Schönheitsidealen geschuldet ist (vgl. Maskos 2011: 8). Vorstellungen von Attraktivität unterliegen zudem einem historischen und kulturellen Wandel und sind somit auch zumindest zum Teil *ansozialisiert*. Somit kann diese Situation auch als sozial verursacht betrachtet werden. All diese Entwicklungen erschweren Menschen mit Beeinträchtigungen den Zugang zur Sexualität, was sich z.B. daran zeigt, dass insbesondere Menschen mit hohem Hilfebedarf weitaus weniger häufig in Partner*innenschaften sind, als Menschen ohne solchen Bedarf.

Die Behinderung der Sexualität durch den „nichtbehinderten Blick“

Zudem spielt beim Zugang zur Sexualität für beeinträchtigte Menschen nicht nur die Attraktivität eine Rolle. Wie in vielen anderen Bereichen gibt es auch hier von

Seiten Nichtbehinderter eine gewisse Unsicherheit im Umgang (Maskos 2010: 2). D.h. selbst wenn eine behinderte Person für eine*n Nichtbehinderte*n grundsätzlich attraktiv sein mag, gibt es hier oft doch zu viele Ängste und Vorurteile, die Nichtbehinderte davor zurückschrecken lassen, sie als Sexualpartner*in in Erwägung zu ziehen (z. B. das Vorurteil, dass querschnittsgelähmte Männer grundsätzlich impotent sind). Viele nichtbehinderte Menschen sind, insbesondere wenn sie in dieser Hinsicht über wenig oder gar keine Erfahrung verfügen, häufig überfordert, wenn sie mit beeinträchtigten Menschen in Kontakt kommen. Sie wissen nicht, wie sie sich verhalten, was sie sagen oder tun sollen, dürfen oder müssen. Sie haben viele Fragen, trauen sich aber nicht, diese zu stellen oder haben ein bestimmtes Bild im Kopf, das sie daran hindert, ihre Einstellungen zu hinterfragen.

Raul Krauthausen – kein Einzelfall

Alles in allem besteht also durchaus Anlass dazu, die Erfahrungen Krauthausens zu verallgemeinern. Raul Krauthausen wird, ebenso wie viele andere behinderte Männer, nicht als sexuelles Wesen wahrgenommen. Hierfür gibt es komplexe Gründe: Zum einen das medizinische Modell, das die Wahrnehmung beeinträchtigter Männer als krank und defizitär fördert, bzw. sie auf ihre Defizite reduziert. Ein weiterer Faktor ist der hegemoniale Männlichkeitsdiskurs, der ein bestimmtes Rollenbild prägt, welchem beeinträchtigte Männer nicht oder nur bedingt entsprechen können.

Desweiteren werden idealisierte Körperbilder durch Medien gefördert. Zudem tragen auch die generellen Vorurteile und Unsicherheiten nichtbehinderter Menschen dazu bei, dass körperbehinderte Männer nicht als sexuelle Wesen wahrgenommen werden.

Quellen

- Aguayo-Krauthausen. (2013). Dachdecker wollte ich eh nicht werden. Reinbek: Rowolt Verlag GmbH.
- Cloerkes, G. (1997). Soziologie der Behinderten. Heidelberg: Universitätsverlag Winter GmbH.
- Köbsell, S. (2010). Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper. In J. Jakob, & S. Köbsell, Gendering Disability Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht (S. 19). Bielefeld: transcript Verlag.
- Maskos, R. (11. 12 2011). „Bist du behindert oder was?“, Behinderung, Ableism und souveräne Bürgerinnen. Universität Hamburg, Ringvorlesung „Jenseits der Geschlechtergrenzen der AG Queer Studies.
- Middendorf, L. (2010). Körperbilder von Mädchen, Behinderung und Geschlecht. In J. K. Jakob, Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht (S. 208). Bielefeld: transcript Verlag.
- Raab, H. (2010). Shifting the Paradigm: Behinderung, Heteronormativität und Queerness. In J. K. Jakob, Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht (S. 74). Bielefeld: transcript Verlag.
- Schröder, M. (1. 8 2012). Problemanzeige: Sexualität bei schwerer Behinderung. Wissenschaftliche Hausarbeit. Pädagogische Hochschule Ludwigsburg.
- Tervooren, A. (2003). Phantasmen der (Un)Verletzlichkeit: Körper und Behinderung. In P. (. Lutz, T. (. Macho, G. (. Staupe, & H. (. Zirden, Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung., Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden Bd.2 (S. 282). Köln: FIS Bildung Literaturdatenbank (German Education Index).
- Vermaldi, M. (31. 5 210). Körperbilder, Eros und Behinderung. Universität Hamburg, Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven.
- Walschmidt, A., & Schneider, W. (2007). Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Bielefeld: transcript verlag.

Über den Autor: Sascha Dresing studiert in Bielefeld Soziologie im Master. Seinen Bachelor hat er in ev. Theologie und Pädagogik absolviert. Seine wissenschaftlichen Interessen liegen v.a. im Bereich der Ungleichheitsforschung, der Geschlechtersoziologie und den Disability Studies.

Ein Leben für einen Augenblick

Du stehst hier oben
und die ersten Strahlen des Morgens
tragen den Tau von deinen Lippen
während dein Gesicht in Gold badet

Die leichten Böen verraten nicht
das Tosen meines Herzens
denn so dicht an dir
wird mir ganz weich

Mit meinem Kinn auf deiner Schulter
dicht an deinem Ohr mein Mund
raune ich dir
mein Geheimnis zu

Bevor du dich umdrehst bin ich weg
aber wenn du genau hin spürst
hörst du mich noch singen
auf deinem Weg zurück ins Tal

VON JOHANNA REDLER



Foto links: Privat

Studieren mit Kind

Ich studiere im dritten Mastersemester Soziologie. Zumindest offiziell, denn Zeit zum Studieren finde ich kaum. Seit Dezember habe ich ein Kind. Als mein Partner und ich uns dazu entschlossen haben Eltern zu werden, sahen unsere Lebenssituationen anders aus als heute. Es passte alles, würde ich heute sagen. Theoretisch hätte ich bis zur Geburt Veranstaltungen besuchen können, da es mir zumindest körperlich meistens gut genug ging. Aber dann passierte etwas Unvorhersehbares. Meine Mutter ist im vergangenen Sommer verstorben, was mich auf der Stelle aus dem Leben katapultierte. Ich konnte nicht mehr arbeiten und nicht mehr studieren. Ich war wie gelähmt. Als ich vor sieben Monaten ein gesundes Kind zur Welt bringen konnte, hat mich das ein wenig zurückgeholt.

„Genieß die Zeit mit Deinem Kind“ ist ein Ratsschlag, den ich häufig zu hören bekomme. Das kann ich nachvollziehen, denn die Entwicklung dieses kleinen Menschen verläuft so rasant, dass ich es kaum fassen kann. Natürlich genieße ich diese Momente. Aber nun ist es so, dass ich seit einem Jahr kaum Studienleistungen erbringen konnte und diese Tatsache ist mein stetiger Begleiter und verursacht in mir ein Gefühl wie ein schlechtes Gewissen. Aber warum? Ich musste und muss lernen mir zu erlauben, dass es okay ist nicht so zu funktionieren wie ich es bisher gewohnt war.

ANNA-LINA BENTRUP

Born a Crime: Stories from a South African Childhood

TREVOR NOAH

Those who know Trevor Noah from his late-night show “The Daily Show” will be well aware that the comedian does not shy away from discussing a range of serious subjects on his show. He writes his memoir with the same mixture of humor and profound insights and deals with a wide array of (socio-political) issues: apartheid, colonialism, religion, gender roles, racism, education, inequality and so much more. But it’s also a very personal story. It’s a story about family, about friendship, about growing up, about never really fitting in and finding your place in the world. “Born a Crime” is as much of a thought-provoking as it is a funny book.

Trevor was born to a black Xhosa mother and a white Swiss father during Apartheid. This system of institutionalized racial segregation and stratification forbade interracial relationships. He was “born a crime”: unlike other kids he was not the proof of his parents’ love, but “proof of their criminality”. He describes his childhood as a game of hide and seek, of being smuggled into his grandmother’s house in the dead of night and of not being allowed to play with his cousins on the street – always afraid that somebody might ask too many questions, take a too close look and call the police.

Trevor Noah gives a lot of insights into what it was like growing up as a mixed-race child, that was neither white enough to be considered white, nor black enough to be considered black, in South Africa. It is also the story of his mother – an unlikely heroine – who might be even funnier than Trevor himself and lived by the rule of: “Don’t fight the system, mock the system”.

“Born a Crime” is a humble story that is told with a lot of wit and honesty and the book offers a unique perspective and a refreshing commentary on the world.



Borderline (The Arcadia Project #1)

MISHELL BAKER

This book is different. As the title already reveals, Milliecent “Millie” Roper suffers from *Borderline* personality disorder, which does not only make her an emotionally unstable character, but also deeply influences the ways she sees herself and her relationships with other people. The readers meet Millie after a failed suicide attempt that left her a double amputee with two prosthetic legs.

„It was midmorning on a Monday when magic walked into my life wearing a beige Ann Taylor suit and sensible flats.“ Oh yeah, and there is magic. After being discharged from a psychiatric institution, Millie is recruited into “The Arcadia Project”, a secret organization that controls and polices the traffic to and from a parallel universe that is filled with magic and mystical creatures. She joins a rag-tag group of misfits and somewhat unstable individuals, is tasked with investigating the disappearance of a movie star and gets thrown into a Hollywood cat-and-mouse game, where she isn’t sure which part she’s playing.

Millie and the weird ensemble of supporting characters are all deeply flawed. Everybody’s dealing with something and they are both lovable and hateable at the same time. There’s humor, there’s drama and there are a lot of human moments. “Borderline” is written from a first-person perspective and Millie is an unreliable narrator that will show you this fantastical world with brutal honesty and biting sarcasm.

This urban fantasy novel offers a new and refreshing take on a “whodunnit” story. It is a delightful mixture of Hollywood culture, fantasy and quirky characters that will keep you reading until the end.

“Borderline” is the first of three installments of “The Arcadia Project” book series written by Mishell Baker.

Foto © sozusagen-Redaktion

Drum prüfe, wer sich ewig windet

Das Selbst zwischen romantischer Liebe und Mikrounternehmen auf dem Online-Dating-Markt

VON JUSTUS RAHN

Fragte mensch heute ein Paar, das in einer Online-Dating-Börse zueinander fand, wie es sich lieben lernte, so lautete eine gängige Antwort vielleicht: „Ich kann das gar nicht erklären, ich habe mich einfach verliebt.“ Die „unerwartete Epiphanie“ (Illouz 2006: 134) der romantischen Liebe widerspricht rationalen Überlegungen und impliziert ein Frei-Sein von Kalkül. Eva Illouz postuliert für die Suche nach einer Zweierbeziehung in Online-Dating-Börsen indes eine Marktstruktur, in der das Individuum ökonomische Überlegungen vornimmt, um aus den unzähligen potentiellen Partner*innen das Optimum zu finden (vgl. 2006: 133ff.). Trotzdem suchen Menschen nach romantischen, konventionellen Zweierbeziehungen im Internet.

Doch stehen Partnerbörsen nicht eigentlich vor einem ökonomischen Paradoxon? Sind sie erfolgreich, müssten sie sich abschaffen, denn Zweck einer Anmeldung in einer Online-Dating-Börse ist die Abmeldung. Diese Überlegung ist nicht lebensweltlicher Natur, denn natürlich gibt es jedes Jahr neue Singles im heiratsfähigen Alter, schließen Menschen Zweierbeziehungen und trennen sich. Es geht vielmehr um ein Dilemma, in dem sich viele Organisationen finden, deren Erhaltung sich aus einer einzigen Kalamität speist: Transparency International wäre ohne Korruption genauso undenkbar wie der Paritätische Wohlfahrtsverband ohne Armut.

In diesem Beitrag soll der Konflikt von romantischer Liebe und zielgerichteter, rationalisierter Suche nach der perfekten Zweierbeziehung in Online-Dating-Börsen untersucht werden. Die schier unendlichen Möglichkeiten der Wahl in Online-Dating-Börsen zwingen das Selbst, ökonomische Praktiken anzuwenden, die es in letzter Instanz zu einem Mikrounternehmen machen, das mit anderen Mikrounternehmen auf einem Markt konkurriert. Dafür werden die Arbeiten von Eva Illouz und Julia Dombrowski analysiert und Illouz' Metaphern des *Produktes* wie auch des *Fließbandes* reformuliert.

„Liebe ist kein Zufall“ – Das Narrativ der Online-Dating-Börsen

Die Wahl eines*einer Partners*Partnerin ist im romantischen Liebesideal davon geprägt, den*die „Richtige*n“ zu finden, der berühmten „Liebe auf den ersten Blick“. Sie ist gekennzeichnet durch Spontaneität, durch sexuelle Anziehung und durch Exklusivität. Sie setzt aber auch Absichtslosigkeit voraus, eine „Trennung der Sphäre instrumenteller Aktivität von der Sphäre der Empfindung“ (Illouz 2006: 134 f.). Online-Dating-Börsen stellen diesem Ideal das Narrativ der einfachen, aber vielversprechenden Suche entgegen, die das bestmögliche Gegenüber hervorbringt. So versichert die mitgliederstarke Online-Dating-Börse *match*:

Match puts you in control of your love life; meeting that special someone and forming a lasting relationship is as easy as clicking on any one of the photos and singles ads available online. (us.match.com)

Dieses Werbeversprechen kaschiert die Aufwendungen, die das Selbst während der Suche leisten muss. Wie Illouz herausarbeitet, muss mensch für die Konkurrenzzeit *eharmony* nicht nur einen wissenschaftlichen Fragebogen über Interessen, Persönlichkeit, Aussehen, Lebensstil und Ernährungsgewohnheiten ausfüllen (vgl. 2006: 117f.), sondern auch die darauf basierenden Vorschläge anderer Profile evaluieren. Der Begriff des Profils, dem französischen entlehnt als *Seitenansicht*, verdeutlicht die Schwierigkeit.

Trotz aller Objektivierung betrachtet mensch die Profilvorschläge lediglich als das Ansehen *einer* Seite des anderen, die Individuen „erfassen erst in weiteren – langsam größer werdenden – Schritten die körperliche Prä-

senz des anderen“ (Illouz 2006: 120). Sukzessiv müssen die Stufen (1) Auswahl aus dem Kontingent potentieller Partner*innen, (2) Initiierung von Korrespondenz via Mail, (3) Telefonat und (4) Begegnung absolviert werden, um auf dem Markt der Zweierbeziehung reüssieren zu können (vgl. Illouz 2006: 142f.). Auch wenn der Modus mittlerweile variieren kann – so ist ein Telefonat vor einem persönlichen Treffen vermutlich keine unabdingbare Voraussetzung mehr – bleibt das schrittweise Enthüllen, das Vervollständigen der Seitenansicht konstitutiv für das Online-Dating.

Jene Arbeit am Selbst, aber auch der Wunsch, den*die Richtige*n zu finden, läuft in Illouz' Analyse auf den Zwang zu ökonomischen Überlegungen hinaus: auf Effizienzberechnungen, die Abwägung von Kosten und Nutzen und die Bewertung der Optionen (vgl. 2006: 128). So muss mensch in Online-Dating-Börsen wirtschaften, um die bestmögliche Zweierbeziehung einzugehen: Wen finde ich attraktiv? Lohnt sich die Kontaktaufnahme? Gibt es eine bessere Alternative? Welche Opportunitätskosten entstehen, wenn ich in jene Anbahnung Zeit, Geld und Selbstoffenbarung investiere? Nicht nur sind viele Börsen zahlungspflichtig (vgl. Dombrowski 2011: 163), auch die Kosten für Reisen zu Rendezvous müssen aufgewendet werden (vgl. ebd. 2011: 171). Der Faktor Zeit ist besonders relevant für die Opportunitätskosten, wie eine Interviewpartnerin zugibt: „Zeit ist Geld. In der Zeit, die ich hier drin hänge, könnt ich auch arbeiten (bin selbstständig)“ (ebd. 2011: 165).

Die Notwendigkeit zu wirtschaften konfligiert mit dem romantischen Liebesideal, entspricht aber dem meritokratischen Narrativ der Marktwirtschaft: wer viel leistet, wird mit einer erfüllenden Zweierbeziehung belohnt. Partnerbörsen müssen deshalb Rationalisierungstechniken bieten, damit die Mitglieder ihre Suche nach einer Zweierbeziehung effizient strukturieren können.

Rationalisierungsmaßnahmen wider die Fülle

Legt mensch das Motiv der Rationalisierung an die Untersuchung von Online-Dating-Börsen an, offenbart sich der Grund für ihre spezielle Konstruktion, für die Momente der Standardisierung und der Vergleichbarkeit. Selbst wenn nicht, wie bei der von Illouz beleuchteten Börse ein umfassender Fragekatalog auszufüllen ist, so ist die Präsentation beinahe allen Börsen gemein (vgl. Bruschewski: 15ff.): ein standardisiertes Profil, das Foto, Interessen und Lebensvorstellungen, sowie eine Selbstpräsentation preisgibt. Bei *eharmony* ist außerdem noch ein Reduktionsmechanismus bei der Präsentation des Selbst zu beobachten:

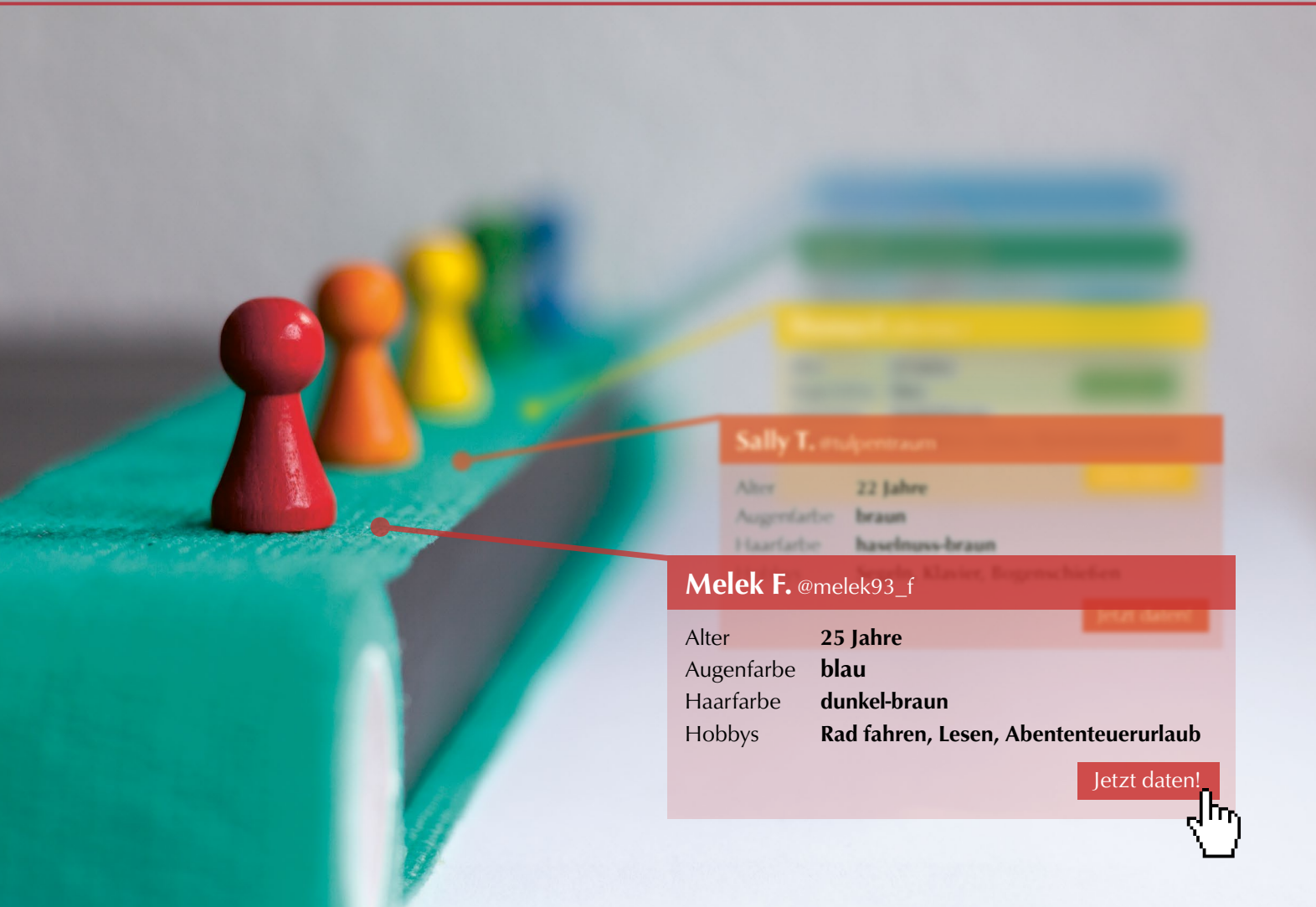
So ist aus acht Möglichkeiten zu wählen, welche Beschreibung der eigenen Augenfarbe am besten gerecht wird, gleiches gilt für Haare (vgl. Illouz 2006: 117f.). Selbst bei Fragen, bei denen Freitext eingegeben werden kann, implizieren die für alle Profile gleichen, verbindlichen Fragen ein enormes Maß an Komplexitätsreduktion. Der Grund dafür liegt in der Effizienznot der Suchenden, die mithilfe von Standardisierung gelindert werden kann:

Nehmen wir Artemis [...]. Ihre Karte ist 26 347 Mal besucht worden. [...] Um diesen enormen Fluß virtueller Begegnungen zu bearbeiten, hat sie für die Männer Dateien angefertigt und verschiedene Ordner für jeden von ihnen erstellt, denn sonst, sagt sie, „kann man kaum folgen“. (Illouz 2006: 126)

Hier offenbart sich ein zweites soziales Phänomen. Nämlich, dass die Rationalisierungslogik der Online-Dating-Börse nicht ausreicht, um das eigene Angebot zu bewältigen. Mag dies auch ein Extremfall sein, exemplifiziert er doch das Dilemma, dass das Überangebot die Wahl nicht etwa erleichtert, sondern verkomplizieren kann.

Online-Dating-Börsen verdichten die Suche nach einer Zweierbeziehung auf zwei Ebenen: Erstens sind sie – im Unterschied zu Bars, Tanzstunden, Seminaren oder Arbeitsplätzen – *genuine* Orte der Anbahnung von Zweierbeziehungen und zweitens ist durch die Virtualität, der physischen Ortsunabhängigkeit, ein ungleich größerer Kreis an anderen Suchenden verfügbar. Um dieser „Ökonomie der Fülle“ (Illouz 2006: 128) Herr zu werden, müssen Individuen die erwähnten Rationalisierungen vornehmen, damit sie ihre*n Idealpartner*in finden, die ihrerseits aber das genaue Gegenteil bewirken können. Illouz führt aus, wie dieser Mechanismus die Ansprüche bei der Suche durch die Fülle und die Simplizität, mit der Vergleiche angestellt und bewertet werden, exorbitant steigen lässt (vgl. 2011: 329).

So ist der*die Suchende fortwährend mit der Tatsache konfrontiert, jemanden finden zu können, der*die *noch* besser passt, aber auch, von jemandem gefunden zu werden. Dies evoziert einen Moment der Konkurrenz, der die Suche als Markt strukturiert (vgl. Illouz 2006: 131f.). Für Illouz bedeutet das in Konsequenz für das Online-Dating: „Es verwandelt das Selbst in ein verpacktes Produkt, das mit anderen auf einem offenen Markt konkurriert, der nur durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage reguliert wird.“ (2006: 132). Diese Analogie ließe sich schärfen, offenbart sie doch folgende Schwäche: Die Konnotation des Selbst als Produkt ist eine objektbezogene; ein Produkt



Massenware: Dating.

Bild © sozusagen-Redaktion

agiert nicht selber, es konkurriert genau genommen auch nicht auf dem Markt – das tun vielmehr die Unternehmen, die diese Produkte herstellen.

Das Selbst als Mikrounternehmen produziert Möglichkeiten zu Zweierbeziehungen

Es sei hier dafür plädiert, vom suchenden Selbst als *Mikrounternehmen* zu sprechen, das sich auf dem Markt der Zweierbeziehungen behaupten muss. Zu Beginn stehen dabei geschäftsstrategische Überlegungen: Was ist der basale Anspruch an den*die Partner*in? In welcher Börse melde ich mich deshalb an? Hernach steht die Introspektionsleistung, die ein Individuum vornehmen muss, was sich durchaus als Arbeit einer Forschungs- und Entwicklungsabteilung für das Selbst deuten lässt; im Fall der von Illouz beleuchteten Partnerbörse tritt dies durch den wissenschaftlich-objektiven, knapp 500 Fragen umfassenden Katalog besonders zutage (vgl. 2006: 117). Die Vermarktungsleistung, die durch die Wahl eines gut getroffe-

nen Fotos (vgl. 2006: 122) und ansprechende Darstellung in Bezug auf Textualität (vgl. 2006: 124) vollzogen wird, ist bereits eine Referenz auf das Marketing. Dessen Terminologie ist Illouz bei ihrer Untersuchung immer wieder begegnet, wenn es um die Präsentation des Selbst geht (vgl. 2011: 331).

Ein Unternehmen kann – im Unterschied zum Produkt – weiterhin die herausgearbeiteten Techniken der Rationalisierung, Kosten-Nutzen-Berechnungen und Effizienzsteigerungen anwenden. Schließlich muss ein Unternehmen auch Produkte herstellen; wie am Fließband – auch diesen Begriff erwähnt Illouz, jedoch ausschließlich in Bezug auf die Produktion romantischer Beziehungen (vgl. 2006: 135). Stattdessen sei dafür optiert, dass die Mikrounternehmen keine Zweierbeziehungen am Fließband produzieren, sondern *Möglichkeiten* von Zweierbeziehungen. Das löst das Problem, das Illouz skizziert, als sie die Ansprüche der Suchenden dem Angebot gegenüberstellt, denn durch die Konsumkultur steigt die Lust an der Verfeinerung des eigenen Geschmacks:

Im Bereich der Partnersuche hat der Prozeß der Verfeinerung eine wichtige Implikation: Die Suche nach dem anderen wird instabil; etwas zu verfeinern heißt ja, nach Wegen der Verbesserung der eigenen Marktposition zu suchen. (2006: 130)

Weiterhin hilft das Konzept des Mikrounternehmens, das Phänomen des Weitersuchens ob des Findens zu erklären. Dombrowski beschreibt die „Tendenz, immer weiter nach einem ‚Idealpartner‘ zu suchen, obwohl mensch bereits eine (oder mehrere) vielversprechende Bekanntschaften gemacht hat.“ (2011: 225). Das eingangs beschriebene Paradoxon von sich selbst abschaffenden Börsen löst sich nun auf, überträgt mensch es in kleinerer Form auf ihre Mitglieder: In dem Moment, in dem keine Möglichkeiten zur Zweierbeziehung mehr produziert werden müssen, weil eine Zweierbeziehung erfolgreich geschaffen wurde, schafft sich das Mikrounternehmen ab. Die Motivation, ein Mikrounternehmen zu gründen und der Zweck der Mikroorganisation sind nicht disjunkt, aber ebenso wenig kongruent: Online-Dating-Börsen können sich also durch den selbstreferentiellen Charakter der Mikrounternehmen ihrer Mitglieder erhalten.

Tinder als Verdinglichung der Fließbandmetapher

Die hier zitierten Schriften entstanden, bevor *Tinder* – im Jahr 2015 – mit weltweit 30 Millionen Nutzer*innen zur beliebtesten Mobile-Dating-App avancierte (vgl. Aretz 2015: 41). *Tinder* zeigt das Profil eines anderen Mitglieds in der Nähe auf dem Display des Smartphones und erlaubt das „Swipen“, also eine wischende Touchscreen-Geste entweder nach links, womit der Vorschlag gelöscht und ein neuer unterbreitet wird, oder nach rechts: Damit bekundet das Mitglied Interesse an dem Profil. Das Gegenüber weiß dies jedoch nicht und die Kontaktaufnahme wird nur dann ermöglicht, wenn es gleichsam nach rechts wischt – das Hauptkriterium ist das Foto (vgl. Aretz 2015: 41f.). Dieser Mechanismus materialisiert nun die Metapher des Fließbandes: Läuft das Fließband, werden Möglichkeiten produziert, bereits im Begriff des Verwerfens wird eine neue offeriert.

Die Befunde der Studie von Aretz, die zu ergründen versucht, warum Menschen *Tinder* nutzen, zeigen: Mehr als 40% der Nutzer*innen leben in einer Partner*innenschaft. Die App dient ihnen zur Bestätigung, zum Zeitvertreib und zum Amüsement (vgl. 2015: 47f.). Dies unterstützt die These, dass Online-Dating selbstreferentiell als Produk-

tion von Möglichkeiten funktioniert: Die Verlockung von *Tinder* besteht nicht im Anhalten des Fließbandes, sondern im Weiterlaufenlassen.

Ein Versprechen zum Geben, eines zum Halten

Dass mit höherer Flexibilität der Lebensmodelle, sich ändernden Rollenbildern und fortschreitender Technologie ein Phänomen wie das Online-Dating aufkommen konnte, verwundert nicht. Kapitalistische Praktiken bei der Partnerwahl existieren auch nicht nur dort; doch die Mechanismen bis hin zur Konstitution von Individuen als Mikrounternehmen wirken besonders mächtig. Die Mikrounternehmen produzieren fortwährend Möglichkeiten der Anbahnung und animieren zur Suche, auch wenn bereits vielversprechende Anbahnungen stattgefunden haben.

Es liegt mir freilich fern, jene Mechanismen normativ zu bewerten oder die vielen Beispiele erfolgreicher Zweierbeziehungen, die durch Online-Dating entstanden sind, infrage zu stellen. Vielmehr geht es darum, die Konflikte aufzuzeigen, in denen die modernen Suchenden sich bewegen müssen, zwischen dem bestmöglich kalkulierten *match* und Romantik. Die Online-Dating-Börsen reagieren darauf, indem sie ein Versprechen geben, nämlich die Produktion von Zweierbeziehungen und *ein anderes* halten, nämlich die Produktion von Möglichkeiten zur Zweierbeziehung.

Quellen

- Aretz, Wera (2015): Match me if you can: Eine explorative Studie zur Beschreibung der Nutzung von Tinder. In: *Journal of Business and Media Psychology* (1), S. 41–51.
- Bruschewski, Michaela (2007): *Partnervermittlung im Internet. Soziale und ökonomische Bedeutung von Online-Dating*. Saarbrücken: VDM, Müller.
- Dombrowski, Julia (2011): *Die Suche nach der Liebe im Netz. Eine Ethnographie des Online-Datings*. Berlin: De Gruyter.
- Illouz, Eva (2006): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Adorno-Vorlesungen 2004. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2011): *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin: Suhrkamp.
- Match, unter: [us.match.com](https://www.us.match.com) (abgerufen am 27.07.2018).

Über den Autor: Justus Rahn studiert im Master Soziologie und interessiert sich für soziologische Theorie ebenso wie für diverse Kulturtechniken, vor allem Dating, das Ranken von Körperlichkeit und Theatralität.

Digitale Selbstverteidigung

Mit CryptoParty gegen Datenkraken

Ein Interview mit der *Digitalcourage HSG*

Was kann ich tun, um meine Identität im Internet zu schützen? Den Browser einrichten, Daten sicher übertragen, meine E-Mails verschlüsseln? Welche Daten werden auf der Uni-Card gespeichert? Fragen über Fragen. Können wir denn überhaupt gegen die Massenüberwachung etwas tun? Wir haben uns mit Jan Schötteldreier getroffen, um die Digitalcourage Hochschulgruppe mal näher kennenzulernen.

sozusagen: Wer oder was ist die Digitalcourage HSG?

Digitalcourage HSG: Die Digitalcourage HSG ist eine Hochschulgruppe, die 2013 aus dem näheren Umfeld der gleichnamigen NGO gegründet wurde. Der Verein befasst sich mit den Themen des Datenschutzes und mit der Frage wie eine lebenswerte Welt im digitalen Zeitalter erreicht werden kann. In erster Linie bieten wir Veranstaltungen in diesem Kontext für Euch an.

sozusagen: Welche Veranstaltungen bietet ihr an?

Digitalcourage HSG: Das erfolgreichste Format ist unsere CryptoParty. Dieser Workshop richtet sich auch an Anfänger*innen und nicht-IT-affine Menschen. Er findet einmal pro Semester statt und lässt sich als Workshop zur digitalen Selbstverteidigung gegen eine Internet-Massenüberwachung beschreiben. Konkret werden Themen der Verschlüsselung von E-Mails und Datenträgern diskutiert, aber auch wie eine anonyme und spurenarme Bewegung im Netz erfolgen kann. Durchgeführt wird die Veranstaltung von sogenannten Crypto-Engeln, die bereit sind, ihr Wissen weiterzugeben.

sozusagen: Gibt es noch weitere Angebote?

Digitalcourage HSG: Ja, seit kurzem gibt es bei uns auch die Linux-Install-Party, bei der wir versuchen Alternativen zu Windows aufzuzeigen. Wir laden alle Interessierten dazu ein, bei dieser Veranstaltung das freie Betriebssystem Linux durch unsere vorinstallierten Versionen auf Datenträgern unkompliziert auf dem ei-

genen Rechner auszuprobieren. Aus der Linux-Install-Party heraus hat sich wiederum noch eine dritte Veranstaltung gebildet. Die Backup-Install-Party entstand, weil alle Teilnehmer*innen beim Testen von Linux ein Backup ihrer Daten machen sollten und viele nicht wussten wie mensch dieses gut und vor allem sicher verschlüsseln kann.

sozusagen: Wenn ich Interesse habe, mich bei Digitalcourage HSG zu engagieren, wie kann ich das tun?

Digitalcourage HSG: Unsere buntgemischte Gruppe trifft sich jeden ersten und dritten Montag im SozCafé, X-Gebäude C2 116, um 18 Uhr. Wer Lust hat sich zu engagieren, ist jederzeit willkommen. Das Treffen ist komplett offen. Ihr braucht weder Vorkenntnisse noch IT-Fähigkeiten. Unsere Gruppe ist sehr vielseitig, sodass wir aus verschiedenen Perspektiven über den Datenschutz diskutieren. Wir freuen uns über Interessierte, die sich mit uns austauschen möchten.

Für die Digitalcourage HSG antwortete JAN SCHÖTTELDREIER

 **digitalcourage**
Hochschulgruppe

Reguläre Treffen: 1. und 3. Montag im Monat, 18:00 Uhr (c.t.), X-C2-116
Einmalige Angebote: CryptoParty, Linux-Install-Party, Backup-Install-Party
(Genaue Informationen werden zu Beginn des Semesters veröffentlicht)

E-Mail: digitalcourage.hsg@uni-bielefeld.de

Website: digitalcourage.de/hochschulgruppe



Kimberlé Crenshaw

ist Juristin und beschäftigt sich insbesondere mit institutionalisierten Formen von Rassismus im US-amerikanischen Rechtssystem. Sie prägte den Begriff der Intersektionalität, welcher die Überschneidung von verschiedenen Diskriminierungen in einer Person beschreibt.

Was wird hier geforscht?

Umfrage unter den Lehrenden und Forschenden an der Fakultät für Soziologie

Wir haben die Lehrenden und Forschenden an der Fakultät gefragt, ob sie zu Körper, Sexualität oder Liebe forschen. Wie Ihr im Folgenden sehen könnt, sind die eingesendeten Beiträge entsprechend unserem Titelthema sehr divers.

Gender and Politics – Political Body between Mind and Heart

For my PhD Project, I try to develop an analytical perspective through which I examine “the politics of emotions” reconstructed through female body and sexuality by religious and traditional sensitivities in post 2002s Turkey. In this context, “love” is fictionalized within the social and political necessities by moving beyond this manipulative feeling, which misleads the person about his*her (sexual) orientations. That means, love may be acceptable, provided however that it brings about “functional attractiveness and orientations” in order to have a happy family life based on gendered relations. Otherwise, love may be seen as an underestimated and even forbidden feeling, which paves the way for homosexuality and open relationships. Even though it is politically and socially expected that our hearts and minds lead us to the truth of the power along the same line, it is possible to stand against the control mechanisms for the sake of love.

PINAR SARIGÖL, Bielefeld Graduate School in History and Sociology,
Doctoral researcher

Der Körper ist gesellschaftlich?

Kern meiner körpersoziologischen Forschungsarbeiten ist die Frage nach sozial ungleichen Körpern. Analog zu dem prominenten Ausspruch von Simone Beauvoir, dass Frauen nicht als Frauen geboren werden, sondern erst zu

Frauen gemacht werden, habe ich mich in historisch-soziologischen Analysen bemüht nachzuweisen, dass auch der Körper gesellschaftlich gemacht wird. Bis in die sensorischen Schichten und den Knochenbau ist der Körper – so meine These – gesellschaftlich. In Folge dessen lassen sich auch unterschiedliche Körper in Abhängigkeit der Strukturgefüge sozialer Ungleichheiten beobachten. So gibt es beispielsweise Unterschiede zwischen Oberschichten und Unterschichten sowie zwischen aristokratischen und bürgerlichen Gruppen etwa hinsichtlich der Körpergröße, Schönheitsvorstellungen und hygienischen Praktiken. Neben dem Nachweis sozial ungleicher Körper bin ich in einer kleineren Studie am Beispiel des Boxsportes schließlich der Frage nachgegangen, wie bestimmten körperlichen Unterschieden Bedeutungen zugemessen werden, sodass sich Rangfolgen, Ausschlüsse und Unvergleichbarkeiten ergeben.

CHRISTIAN STEUERWALD, Arbeitsbereich 1 – Soziologische Theorie,
Lehrkraft

Wahre Liebe zwischen Soziologie und Politik

Qualitative Forschung ist glücklicherweise auch eine körperliche Erfahrung, die ermöglicht dem Unbehagen, welches mit der rein geistigen Tätigkeit wegen dessen elender Sublimierung der Sexualität einhergeht, mit etwas (Objekt-)Liebe zu begegnen. Sich in dieses Unbehagen fallen zu lassen wäre wahre Liebe; aber das ist ein Privileg der Studierenden. Lehrende dürfen sich nichts anmerken

Foto © soziasagen-Redaktion

lassen, sie sollen das Rückgrat (Körper) durchstrecken und gleichzeitig den körperlosen, asexuellen reinen Geist „verkörpern“. Wozu das führen kann, zeigen diese Zeilen.

Gegenstände meiner Lehre und Forschung sind Körper, Sexualität und Liebe jedoch allenfalls unterschwellig und unausgesprochen. Da ich in meine Arbeit Elemente der politischen Psychologie miteinfließen lasse, spielen Körperlichkeit und Emotionalität aber eine Rolle. Die körperliche Verfasstheit politischer Subjekte, das tendenziell rebellische Potential menschlicher Leidenschaften (S. Freud), machen politische Regulierungen möglicherweise erst nötig. Wenn mensch ehrlich ist, sind Körper, Sexualität und Liebe nicht aus der internationalen Politik wegzudenken. Welchen Sinn etwa würde Sicherheitspolitik ohne verwundbare Körper („Weichziele“) machen? Warum werden staatliche Grenzen „penetriert“ und warum ist die Krim das „Geschlechtsteil Russlands“? Warum küssen sich Staatschefs bei Empfängen manchmal und warum waschen sich psychologische Konservative häufiger die Hände als Liberale?

BJÖRN GOLDSTEIN, Arbeitsbereich 4 – Politik und Gesellschaft,
Lehrkraft

Weiblichkeitsperformances in YouTube Beauty Videos

Für mein Promotionsprojekt in der Geschlechtersoziologie untersuche ich Beauty Videos auf YouTube diskursanalytisch als Performances von Weiblichkeiten. Ich betrachte die Videos und Kommentardiskussionen als empirisches Material über die Lebenswirklichkeit (vorrangig) junger Mädchen und Frauen, die sich mit den feminin konnotierten Themen Schönheit und Schönheitshandeln sichtbar machen. So bilden sie eine Arena, in der zwischen Empowerment und auch Abwertung von Feminität, Kommerzialisierung und Professionalisierung der Communities Weiblichkeit ausgehandelt und performt wird. Soziologisch gesehen bilden sie ein neues Format natürlicher Daten, deren besonderer Wert darin liegt, dass sie von den Akteur*innen selbst inszeniert und veröffentlicht sind und so einen eigenständigen Zugang zu ihren Erzählungen, zum Beispiel von Frau-werden und Frau-Sein, bieten. Durch die intensive Interaktion, Vernetzung und Überschneidung von Filmenden und Zuschauenden entsteht ein Diskursfeld mit eigenen Regeln und Strukturen, das für eine geschlechtersoziologische Auseinandersetzung mit der Repräsentation, Normierung und Aushandlung von Weiblichkeit von hohem Interesse ist.

SUSANNE RICHTER, Bielefeld Graduate School in History and Sociology,
Doktorandin

Symposium: „Das schönste Gefühl: Liebe – aus Sicht der Wissenschaft“

Bei der interdisziplinären Fachtagung des deutschen Hochschulverbandes wird dem Phänomen Liebe nachgegangen. Als fortwährendes Motiv in Musik, Literatur und Kunst ist Liebe ein dauerhaft relevantes Thema der Gesellschaft. Nun wird versucht, mithilfe analytischer und rationaler Methoden der emotionalen und irrationalen Liebe auf den Grund zu gehen. Wissenschaftler*innen aus den Bereichen Biologie, Literaturwissenschaft, Psychologie, Geschichte und Ethnologie versuchen in ihren Vorträgen die folgenden Fragen aus ihrer Perspektive zu beantworten:

„Was ist Liebe? Wie entsteht sie? Was hält sie aufrecht? Wohin fällt sie und warum? Dauert Liebe ewig, oder hat sie ein Verfallsdatum? Wie hat sich das Verständnis von Liebe im Laufe der Zeit verändert? Welchen Umgang pflegen andere Kulturen mit ihr? Welchen Stellenwert hat Liebe im Leben, und in welchen Kontexten kommt ihr welche Bedeutung zu?“

Das Symposium findet am 7. November 2018 von 10 Uhr bis 16:15 Uhr im Wissenschaftszentrum Bonn statt. Für Studierende ist der Preis auf 30 Euro ermäßigt, worin Tagungsunterlagen, Mittagessen und Getränke enthalten sind.

Weitere Informationen:
<https://www.hochschulverband.de/symposien.html>

Echo aus der Vergangenheit

Was damals Recht war, war damals schon komisch ...

Bereits in der letzten **sozusagen**-Ausgabe hatten wir uns ein wenig mit unserer Vorgängerin, der *sozinfo*, beschäftigt. Schon seit Anfang der 1970er Jahre gab es so etwas wie ein Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie. In Zeiten, in denen die Studierenden die neusten Entwicklungen an der Fakultät nicht auf Facebook verfolgen konnten, war die *sozinfo* vor allem ein Informationskanal der Fachschaft.

Dieses Mal wollten wir uns genauer anschauen, in welcher Form sich das Titelthema „Körper · Sexualität · Liebe“ in den Beiträgen der *sozinfo* wiederfinden lässt. Und wir sind fündig geworden. Unsere zwei Beispiele zeigen einen Ausschnitt der studentischen (und gesamtgesellschaftlichen) 70er-Jahre-Debatten um geltendes Recht und dessen Implikationen für die körperliche Gesundheit. So geht es im ersten Teil um die Frage, ob es okay ist in der Uni zu rauchen – und ob mensch sich nicht vielleicht überlegen sollte, es zu verbieten. Später geht es dann um die Kontroversen des §218 des Strafgesetzbuches – den „Abtreibungs-Paragrafen“.

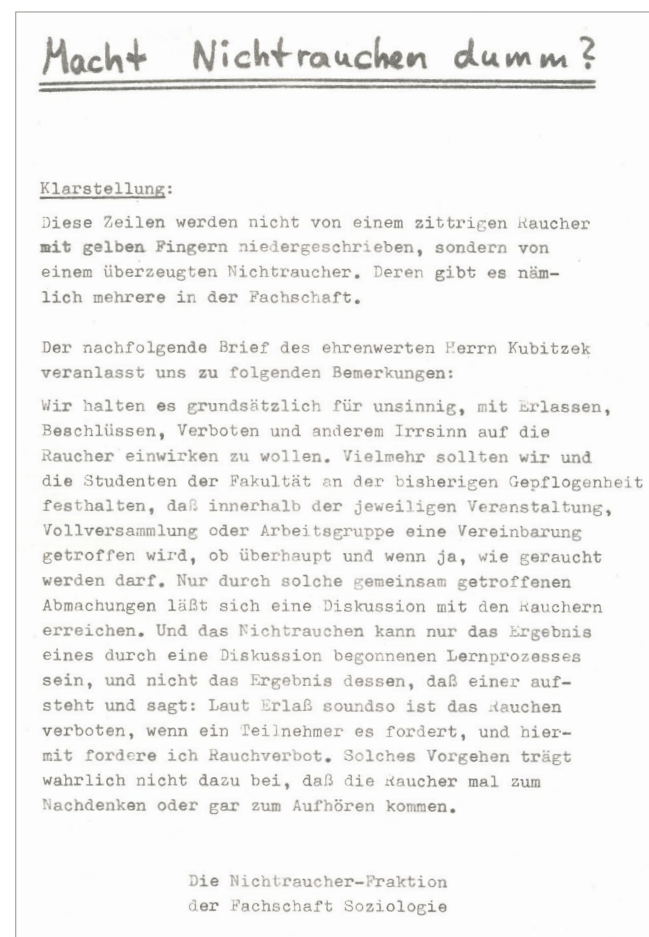
„Macht Nichtrauchen dumm?“ und Protest auf Chinesisch

Rauchen gehörte in den 1970er Jahren nahezu überall zum alltäglichen Bild. Die Raucher*innenquote lag bei ca. 40%.¹

Dass Rauchen nicht besonders gesund sein könne, galt zwar als Tatsache, allerdings hatte die Tabaklobby durch den 1948 gegründeten *Verband der Cigarettenindustrie* traditionell exzellente Verbindungen in die deutsche Politik. Und tatsächlich bemerkte mensch 1975 beim Konzern Philip Morris – dem Besitzer von Marlboro – zufrieden, dass die meisten Kabinettsmitglieder glücklicherweise Raucher*innen seien, „allen voran Helmut Schmidt, der Top-Qualmer der Nation“ (zit. in Bornhäuser et al. 2006: 20).

Zum Thema Nichtrauchen kam es in der *sozinfo* zwischen 1977 und 1978 über mehrere Ausgaben hinweg zu einer interessanten Auseinandersetzung. Mit Verweis auf den neuen „Nichtrauchen-Beschluss“ des Rektorats (welcher das Rauchen in Veranstaltungsräumen der Universität verbot) forderte ein Student die Fachschaft auf, „auf

absolut wirksame Weise ständig Sorge zu tragen, dass künftig auf allen Veranstaltungen, in denen Ihr das Hausrecht wahrnehmt“ (*sozinfo* 1977/7), nicht mehr geraucht werden solle. Die Reaktion der Fachschaft sah folgendermaßen aus:



sozinfo 1977/7

Die Überschrift „Macht Nichtrauchen dumm?“ ist sicher alles andere als stilsicher. Und in einer späteren *sozinfo*-Ausgabe nahm diese Stilunsicherheit noch etwas fragwürdigere Formen an: In Ausgabe 1978/2 wurde der Brief des Studenten zwar nicht abgedruckt, stattdessen aber ein Artikel auf Chinesisch mit dem Kommentar „ganz verwegene behaupten, dieser Artikel sei eine Fortsetzung der Diskussion um das Rauchen“. Wobei es sich bei dem Brief genau handelte, wusste die Fachschaft allerdings vermutlich noch nicht einmal selbst. Es handelte sich auf jeden

Fall *nicht* um einen Brief des Studenten, der sich in einem späteren Brief darüber beschwerte.

Ein halbes Jahr später erschien der Brief dann aber doch noch. Die Fachschaft wurde neu gewählt und entsprechend änderte sich auch die Redaktion der *sozinfo*, sodass Kubitzek in der Ausgabe 1978/4 mit den „autoritären und undemokratischen Mitgliedern der ‚alten‘ Fachschaft für Soziologie“ abrechnen durfte. Seinen Vorwurf der „Meinungsunterdrückung“ muss sich die „alte“ Fachschaft wohl durchaus gefallen lassen. Durchaus treffend scheint auch der Vorwurf des „Bild-Zeitungsstils“ der „alten“ Fachschaft, durch den, wie Kubitzek weiter schimpft, „Anschauungen die ‚gegen (irgendeinen) Strom schwimmen‘ unterdrückt und arrogant (also unsicher) abgefertigt, lächerlich gemacht und angeprangert“ würden.

Rauchen oder nicht rauchen?

Allerdings ist es natürlich recht einfach, im Nachhinein Vorwürfe zu erheben. Das gilt auch für uns. Was genau passiert ist und wer wann im oben wiedergegebenen Tathergang nicht oder zumindest nicht ganz die Wahrheit gesagt hat, können wir heute kaum mehr genau sagen. Recht klar ausgeführt sind dagegen die Argumente der Studierenden zum Rauchen oder Nicht-Rauchen in der Uni.

Zunächst wäre da die „Klarstellung“ der „alten“ Fachschaft. Obwohl nach eigener Aussage „überzeugte Nichtraucher“ die Stellungnahme verfassten, hielt die Fachschaft es „grundsätzlich für unsinnig, mit Erlassen, Beschlüssen, Verboten und anderem Irrsinn auf die Raucher einwirken zu wollen.“ Ob geraucht wird, solle in der jeweiligen Veranstaltung spontan ausgehandelt werden. Der Grund für diese Einstellung der Fachschaft scheint zu sein, dass auf diese Weise ein*e Einzelne*r bestimmen könnte, was in einer Gruppe gleichberechtigter Fachschaftsmitglieder*innen als akzeptables Verhalten gilt. „[D]aß die Raucher mal zum Nachdenken oder gar zum Aufhören kommen“, kann nach Ansicht der „alten“ Fachschaft nur durch basisdemokratisches Aushandeln erreicht werden.

Dem entgegen steht die Ansicht ihres Kommilitonen. Er weist darauf hin, dass die sicher gut gemeinte basisdemokratische Grundhaltung der Fachschafts-Nichtraucher beim Thema Gesundheit kaum haltbar ist. Wirklich „überzeugte Nichtraucher“, welche die Schädlichkeit des Rauchens anerkennen, müssten seiner Ansicht nach konsequenterweise „von Rauchern absolute Rücksichtnahme gegen Nichtraucher [...] erwarten! Erwartet das ein Nichtraucher nicht, handelt er gegen seine Überzeugung, läßt er doch seine Atemluft verpesten“ (1978/4). Nur weil

überall geraucht werde, heiße das noch lange nicht, dass Nichtraucher*innen – selbst in zahlenmäßiger Unterlegenheit – ebenfalls den Rauch einatmen müssten: „Eine demokratische Mehrheit kann nicht darüber befinden, ob eine demokratische ‚Minderheit‘ körperlich verletzt wird.“ Entsprechend kommt Kubitzek zu dem Schluss: „Das Rauchproblem kann nicht demokratisch und mit Vereinbarungen gelöst werden.“ Am Ende gebe es keine andere Möglichkeit als ein für alle bindendes Recht und dessen Einhaltung. Insbesondere in öffentlichen Gebäuden, in Kneipen und bei politischen Versammlungen sei der Nichtraucher*innenschutz unbedingt notwendig.

Kubitzek scheint in diesem Punkt recht zu haben. Obwohl 1978 das gesundheitliche Risiko – auch des passiven Rauchens – durchaus anerkannt war, schien es nahezu unmöglich, dass in einer Universitätsveranstaltung nicht geraucht wurde. Außer jemand verbot es. Und ebenso wird das „demokratische“ Dilemma deutlich, vor dem „überzeugte Nichtraucher“ nun standen: Ein Verbot, legitimiert durch demokratisches Recht, war weit davon entfernt, mehrheitsfähig zu sein. Demokratische Prinzipien und das Bestehen auf körperliche Gesundheit schienen in diesem Fall schwer miteinander vereinbar zu sein.

„Mein Bauch gehört mir!“, Das Abtreibungsverbot in den 1970er Jahren

Wechseln wir von einer kontroversen Legalität der 1970er zu einer noch viel kontroverseren Illegalität. Im Jahr 1971 gaben 374 Frauen in einer Aktion der Zeitschrift *stern* offen zu „Wir haben abgetrieben!“. Die von Alice Schwarzer initiierte Aktion schlug Wellen der Empörung und löste zugleich viele Solidaritätsbekundungen aus. Die Frauen – unter ihnen auch einige Personen des öffentlichen Lebens, wie zum Beispiel Romy Schneider oder Senta Berger – bekannten sich schließlich öffentlich dazu, eine Straftat begangen zu haben. Denn der Paragraf § 218 des StGB, der, so die *sozinfo*, „beispielhaft die besondere Unterdrückung der Frau in dieser Gesellschaft“ (1975/7) zeige, besagte damals: „Eine Frau, die ihre Leibesfrucht abtötet oder die Abtötung durch einen anderen zuläßt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren bestraft“.

„Das Private ist politisch!“, Der Kampf um das Recht auf (sexuelle) Selbstbestimmung

Eine der Forderungen der 68er und früherer Frauenrechtsbewegungen war: „Das Private ist politisch!“. Die stringente Trennung zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre wurde hinterfragt und es wurde ein neues

Politikfeld gefordert, in dem „private“ Anliegen verhandelt werden können. Fragen von Mutterschaft, Gleichberechtigung, die Ausübung der eigenen Sexualität, Erwerbsarbeit und die Selbstbestimmung über den eigenen Körper waren Themen, die nicht länger tabuisiert und im stillen Kämmerchen ausgehandelt, sondern Teil des öffentlichen Diskurses werden sollten.

Die Aktion „Wir haben abgetrieben!“ stellte nicht nur einen Normbruch erster Klasse dar und löste einen empörten Aufschrei aus konservativen und christlichen Kreisen aus, sondern sorgte auch dafür, dass dieses bisher geflissentlich totgeschwiegene Thema in einem Maße politisiert wurde, wie Frauenrechtler*innen sich zuvor vielleicht erträumt, allerdings kaum hätten vorstellen können. Deutschlandweit gab es Aktionen, die den §218 anprangerten und eine Legalisierung und Enttabuisierung von Abtreibungen forderten, da die damalige Rechtslage, so die *sozinfo*, „jedes Jahr hunderttausende von Frauen bei ungewollter Schwangerschaft in die Illegalität“ (1975/7) zwinge. Es folgten Jahre kontroverser Diskussionen, Demonstrationen und Zusammenschlüsse unterschiedlichster Bewegungen, die gegen den §218 argumentierten und eine Überarbeitung des Strafgesetzes und eine Legalisierung von Abtreibungen forderte.

Die Reformierung des §218: Der lange Weg zur Indikationslösung

Im April 1974 wäre es beinahe zu einer entscheidenden Gesetzesänderung gekommen. Der Bundestag verabschiedete mit knapper Mehrheit von SPD und FDP die sogenannte Fristenlösung, welche einen straffreien Schwangerschaftsabbruch bis zum Ende des dritten Schwangerschaftsmonats vorsah. Das Gesetz trat jedoch nie in Kraft, da die CDU/CSU-Fraktion eine Verfassungsbeschwerde einlegte, welcher durch das Verfassungsgericht stattgegeben wurde. Die *sozinfo* zeigte sich entsetzt über diese Entwicklung: „DAS ABTREIBUNGSVERBOT SOLL BEIBEHALTEN WERDEN!“ (1975/7) Gleichzeitig befürchtete die *sozinfo*, dass das Karlsruher Urteil den Versuch darstelle, „die Aufrechterhaltung des Abtreibungsverbotes für alle Zeiten zu erzwingen“ (1975/7). Diese Befürchtung ging einher mit dem Aufruf, sich auf die Straßen zu begeben und für das Selbstbestimmungsrecht der Frau einzustehen.

Doch obwohl das Bundesverfassungsgericht den ersten Gesetzesvorschlag kippte, war diese Ablehnung mit einer Aufforderung an den Bundestag verbunden, eine neue Regelung zu finden, welche gleichzeitig eine straffreie Abtreibung ermöglichte und dem Grundgesetz gerecht wur-

de. Vorgeschlagen wurde hier eine Reihe von Indikatoren, deren Erfüllung eine straffreie Abtreibung erlaubten. Die im Frühjahr 1976 beschlossene Reformierung des §218 versteht eine Abtreibung zwar immer noch als rechtswidrig, allerdings bleibt eine schwangere Person straffrei, sofern die Abtreibung innerhalb der ersten zwölf Schwangerschaftswochen stattfindet.

Außerdem wurden bestimmte Indikationen beschlossen, welche eine straffreie Abtreibung innerhalb bestimmter Fristen möglich machen: Gefahr für das Leben, oder die körperliche oder seelische Gesundheit der Frau (medizinische Indikation); mögliche Entwicklungsstörung oder schwere Erkrankung des Ungeborenen (embryopathische Indikation); Schwangerschaft als Resultat durch Vergewaltigung oder sexuellem Missbrauch (kriminologische Indikation) und die soziale Indikation. Einzig der letzte Indikator der sozialen Indikation stellte eine wirkliche Neuerung dar, schließlich war eine Abtreibung auch zuvor schon erlaubt, wenn z.B. das Leben der schwangeren Person in Gefahr war. Eine Abtreibung aus „sozialen“ Gründen ging einher mit einer ärztlichen Untersuchung, in welcher der*die zuständige Gutachter*in darüber entschied, ob eine Notlage vorlag oder eben nicht. Nach Ansicht der *sozinfo* führte dies zu einem „Rechtfertigungszwang vor Ärzten und staatlichen Gutachtern“ (1976/1). Schließlich entschieden diese schlussendlich darüber, ob tatsächlich eine (soziale) Notlage vorliege, welche so schwer wiegt, dass ein Schwangerschaftsabbruch notwendig sei. Damit lag es noch immer *nicht* im Ermessen der schwangeren Person, selbst über den eigenen Körper zu entscheiden. Besonders in christlich-konservativen Gegenden gab es kaum Ärzt*innen, die bereit waren eine „soziale Indikation“ zu bescheinigen – was dazu führte, dass schwangere Personen noch immer gezwungen waren „in die Illegalität zu gehen oder [...] das ungewollte Kind auszutragen“ (1976/1).

Der Anfang oder das Ende?

Die Reformierung von §218 im Februar 1976 stellte hiermit also nicht das Ende des Kampfes für das Selbstbestimmungsrecht für Frauen dar, sondern vielmehr den Beginn einer Auseinandersetzung, die bis heute noch kein Ende gefunden hat. Ein noch viel längerer Kampf um die eigene körperliche Unversehrtheit und sexuelle Selbstbestimmung endete tatsächlich erst 1997 (ich betone, 1997!), als der Bundestag beschloss, dass Vergewaltigung in der Ehe eine Straftat darstellt. Und auch in anderen europäischen Ländern ist dieser Kampf keineswegs zu Ende: Im katholisch geprägten Irland ist eine Abtreibung



Foto © sozusagen-Redaktion

Das Studierendenmagazin an der Fakultät hatte schon sehr verschiedene Formate, doch war es immer von Studierenden für Studierende.

bis heute nur in dem Extremfall möglich, wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist. Im April 2018 wurde in einem Volksreferendum darüber abgestimmt, ob dieses rigide Abtreibungsverbot beibehalten oder aufgehoben werden sollte. Das Ergebnis: zwei Drittel der Wähler*innen stimmten für eine Gesetzesänderung. Es scheint sich doch etwas zu verändern.

Fazit: Wessen Körper, wessen Gesundheit, wessen Freiheit?

Nun sind natürlich die Themen Abtreibung und Rauchen nicht so recht miteinander vergleichbar – zumindest ist dieser Vergleich etwas schief. Aber geben wir dem schiefen Vergleich eine Chance und nehmen einmal an, dass Rauchen und Abtreibung auf einer bestimmten Ebene eben doch vergleichbar sind. Schließlich müssten wir nicht auf Meinungen, Ideen und Erfahrungen unserer ungefähr 40 Jahre älteren Kommiliton*innen zurückschauen, wenn sich daraus nicht so etwas wie eine Perspektive ergeben würde.

Kommen wir also noch einmal zurück auf das Thema gesetzlicher Regelungen. Die Wenigsten mögen Regeln. Sie setzen dem*r Einzelne*n Grenzen, sie schränken ein. Nicht in allen Bereichen braucht es Gesetze, und manche Gesetze sind vielleicht auch völliger Unsinn. Andererseits: Geht es um die körperliche Gesundheit, sind sie unerlässlich. Artikel 2, Absatz 2 des deutschen Grundgesetzes regelt das „Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit“

sowie die unverletzliche „Freiheit der Person“. Gegen diese Einschränkungen und Freiheiten kann kaum jemand etwas haben. Allerdings lauern sowohl beim Thema Rauchverbot als auch beim Thema Abtreibungsverbot kleine, gemeine Fragen drohend im Hintergrund: Wessen Leben? Wessen Unversehrtheit? Wessen Freiheit? – Das Leben der ungeborenen Kinder oder die Freiheit der bereits geborenen Frauen? Die Unversehrtheit der Nichtraucher*innen oder die Freiheit der Raucher*innen?

Mensch kann Warningschilder und -bilder auf Zigarettenschachteln drucken. Mensch kann sogar EU-weit die Größe dieser Warnhinweise auf 65% der Verpackungsgröße normieren (und hat das auch getan). Aber ist es legitim, einzelnen Menschen das Rauchen zu verbieten, wenn er oder sie gerne rauchen möchte – selbst wenn er oder sie keinen rationalen, nachvollziehbaren Grund dafür hat? Mensch kann der Meinung sein, dass die Tötung ungeborenen Lebens aus ethischen Gründen abzulehnen ist. Mensch kann im deutschen Recht festschreiben, dass bereits der Abschluss der Einnistung der befruchteten Eizelle in der Gebärmutter den Beginn dieses schützenswerten Lebens definiert (und so steht es auch im Gesetz). Aber kann mensch eine Person dazu zwingen, ein Kind zu bekommen, wenn sie keines will – selbst, wenn sie nicht genau erklären kann, wieso?

Mensch muss also abwägen. Pyrotechnischer Nikotinkonsum ja, aber wer leidet darunter? Ungeborenes Leben schützen ja, aber wer wird dadurch nicht geschützt? Nachdem es jahrelang unmöglich schien, gibt es nun seit 2007 ein Nichtraucher*innenschutzgesetz, das auch von der früher so starken deutschen Tabaklobby kaum mehr angegriffen wird. Tatsächlich löste sich der *Verband der Zigarettenindustrie* noch im selben Jahr auf. Mensch könnte nun spekulieren, welcher Anti-Abtreibungs-Verein sich auflösen wird, sollte in nicht ganz so ferner Zukunft ein neues Abtreibungs-Gesetz verabschiedet werden. Es sagt zumindest Einiges, dass gerade in einem Land wie Irland der Einfluss der Katholischen Kirche auf das Leben und Denken der Menschen zunehmend marginal zu sein scheint.

Quellen:

- Bornhäuser, Annette; McCarthy, Jennifer; Glantz, Stanton A. 2006. Wie die Tabakindustrie in Deutschland durch die Erhaltung wissenschaftlicher sowie politischer Respektabilität Rechtsvorschriften zum Schutz vor Passivrauchen verhinderte. Center for Tobacco Control Research and Education. University of California, San Francisco. San Francisco, CA.

Soziologisches Bingo

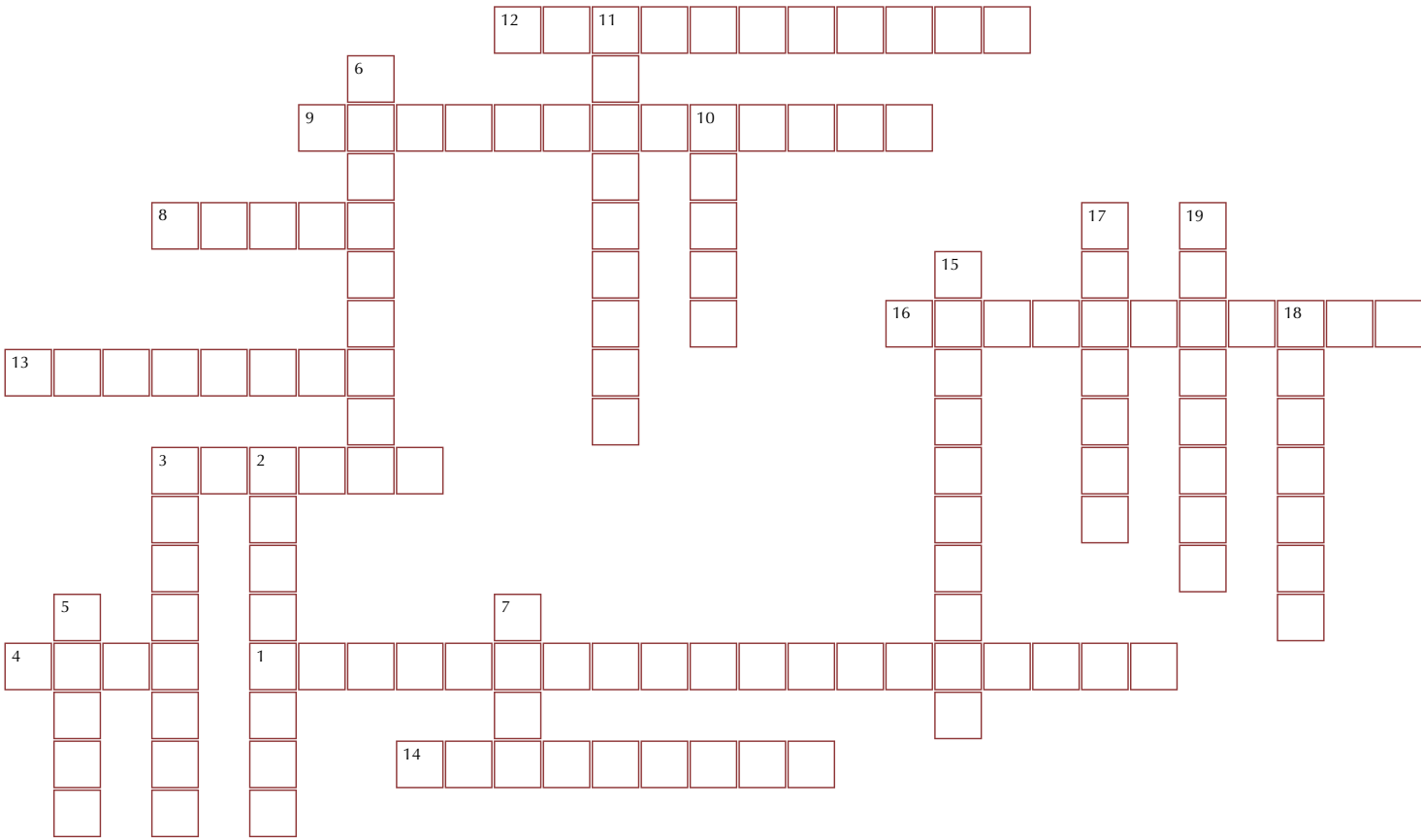
Habitus	Reflexivität	Makro	Funktionalismus
Paradigmen	Hermeneutik	Epistemologie	Konstruktivismus
Lebenswelt	Zuschreibung	Stratifizierung	Feld
Ontologie	Rolle	Tautologie	Entfremdung

Jedes Mal, wenn eines dieser Worte in Eurer Vorlesung oder Eurem Seminar genannt wird, kreuzt es aus.
Die erste Person, die vier Kreuze in einer Reihe hat (egal, in welcher Richtung), hat gewonnen.

Sudoku

				1		7		3
5				3	7			
	3		4			6		
9		4	2				3	8
	5	3			9			
	8			4		1		
				6				4
	2		8				7	6
6		8			3		5	

Kreuzworträtsel



Horizontal

- 1 Weltbild, in dem Heterosexualität gepaart mit einem binären Geschlechtersystem die soziale Norm darstellt
- 3 Wer gilt als Begründer der „formalen Soziologie“?
- 4 Welches Körperteil ist bei jedem Menschen genauso lang wie der Daumen?
- 8 Welches ist das am schnellsten heilende Körperteil?
- 9 Welche bekannte kriegerische Auseinandersetzung fand im Teutoburger Wald statt?
- 12 Was gilt als das Wahrzeichen Bielefelds?
- 13 Welche Bar in Bielefeld könnte auch nach einer Treppe in Odessa benannt sein?
- 14 Aus dem 4. Jahrhundert stammendes altindisches Lehrbuch der Liebeskunst
- 16 Welche Metapher prägte Robert E. Park in seiner Forschung zur multiethnischen Integration?

Vertikal

- 2 Welcher Soziologe heißt wie eine Stadt in Baden-Württemberg?
- 3 Wer hat das „narrative Interview“ als soziologogische Methode entwickelt?
- 5 Was für ein Tier wurde 2005 im Garten der Kunsthalle Bielefeld begraben?
- 6 Was darf in keinem „soziologischen“ Badezimmer fehlen?
- 7 Wie heißt das neue Einkaufszentrum in Bielefeld?
- 10 Am 4. November ist Tag der ...
- 11 Wie heißt die Jahnplatz-Uhr wirklich?
- 15 Wie heißt der härteste Knochen im menschlichen Körper?
- 17 Spontaner sexueller Verkehr, insbesondere Geschlechtsverkehr, mit dem Merkmal eines stark verkürzten oder fehlenden Vorspiels
- 18 Wie heißt die beliebteste Partner*innenvermittlung in Deutschland 2017?
- 19 In welchem Land forschte Pierre Bourdieu während der Entwicklung seiner „Soziologie der Praxis“?

Stadt, Land, Bindestrichsoziologie ...

Punkte										
Körperteil										
Beziehungsform										
Sexposition										
Himmelskörper										
soz. Begriff										
Fluss										
Stadt										
Buchstabe										

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin
an der Fakultät für Soziologie
Ausgabe Wintersemester 2018 / 2019

Redaktion

John-Nuri Habicht
Juliane Harms
Stefan Knauff
Maximilian Krause
Malte Neuwinger
Theresa Sommer (V.i.S.d.P.)
Elisabeth Strietzel
Marje Trescher
Carolin Wortmeier

Postanschrift

sozusagen-Magazin
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld

Druck

SAXOPRINT GmbH
Enderstr. 92 c
01277 Dresden

ONLINE GEDRUCKT VON
SAXOPRINT 

Auflage

1000 Stück

Besonderer Dank für die tatkräftige Unterstützung gilt:

Maximilian Christ, Sean Evans, Katharina Kotschurin,
Lennart Peters, Sabrina Piwek, Gordana Rammert und Laura Woytal

Dank an

das StuPa der Universität Bielefeld
und allen weiteren Mithelfer*innen

Zuschriften und Kritik an

sozusagen@uni-bielefeld.de

Cover & Layout © sozusagen-Redaktion

Alle Beiträge, bei denen keine Autor*innenschaft gekennzeichnet ist, sind der Redaktion zuzuordnen.
Der Inhalt der Beiträge muss nicht unbedingt die Meinung der Redaktion widerspiegeln, verantwortlich sind allein die
Autor*innen/Fotograf*innen/Künstler*innen. Die Rechte der Beiträge liegen bei ihren jeweiligen Inhaber*innen.

Sollten durch Zitate, Abbildungen oder andere Darstellungen Urheberrechte oder Rechte Dritter verletzt werden,
geschieht dies unbeabsichtigt. Für diesen Fall bitten wir um Mitteilung.

Wissen · Wahrheit · Wunschdenken

Liebe Studierende,

im Sommersemester 2019 erscheint die nächste Ausgabe, für die wir Eure Beiträge suchen! Das Titelthema ist „**Wissen · Wahrheit · Wunschdenken**“. Ihr könnt Euch von einem, zwei oder auch allen drei Begriffen inspirieren lassen.



Was wissen wir oder was glauben wir zu wissen? Ist die Antwort auf die Frage nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest 42? Gibt es die eine Wahrheit? Wenn ja, wie lässt diese sich messen oder beweisen? Wenn nein, warum gehen wir dann überhaupt davon aus, dass das, was wir wahrnehmen, auch wirklich da ist? Welche Rolle spielt die Wissenschaft bei der Erzeugung von Wissen und Wahrheit? Wie verändert sich Wissen im Laufe der Zeit? Was wir heute wissen, scheint morgen schon veraltet. Doch ist dieses Wissen von gestern nutzlos? Oder falsch?

Viele beanspruchen die (absolute) Wahrheit für sich, beispielsweise religiöse Organisationen, politische Parteien oder auch die Wissenschaften. Was passiert, wenn diese Wahrheiten sich widersprechen? Kann es nur eine Wahrheit geben? Und warum sind einige Wahrheiten legitimer als andere? Glaubt Ihr nicht auch an das Fliegende Spaghettimonster? Vielleicht hatte Pippi Langstrumpf doch recht, als sie sagte, jede*r macht sich die Welt, wie sie ihm*ihr gefällt.

Aber was bedeutet dies für das alltägliche Miteinander? Wie können wir uns trotzdem verstehen und verständigen? Welchen Einfluss hat das, was wir glauben, auf die Gesellschaft und ihre Struktur? Und was zum Geier ist Wunschdenken überhaupt?

Wir freuen uns über jegliche Form von Beiträgen, von wissenschaftlichen oder journalistischen Essays, Buchrezensionen, Gedichten, bis hin zu Comics oder Karikaturen. Und auch über alles andere, was Euch noch so einfällt. Ihr könnt sowohl auf Deutsch, als auch auf Englisch schreiben. Je nachdem, welches Format Ihr einreichen möchtet, ändert sich natürlich auch die Zeichenzahl. Genauere Informationen zu den Richtlinien sowie Zitationsweise findet Ihr unter: www.uni-bi.de/soz/sozusagen/einsendungen.html

Wir freuen uns auf Eure Beiträge! **Bitte schickt uns Eure ersten Entwürfe bis zum 30. November 2018 per Mail an: sozusagen@uni-bielefeld.de**

Wenn Ihr noch Fragen oder Ideen habt, meldet Euch gerne!

Liebe Grüße
Eure **sozusagen**-Redaktion